

ZEICHEN DER ZEIT

ERHÖHTE SPEICHERKAPAZITÄT

Für die Entdeckung des GMR-Effekts werden 2007 der französische Wissenschaftler Albert Fert und der deutsche Physiker Peter Grünberg mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet. In der Auflösung der Abkürzung verbirgt sich dahinter der Ausdruck „Giant Magnetoresistance“. Es handelt sich dabei um eine Technik zur Auslesung von gespeicherten Daten auf Computer-Festplatten. Unabhängig voneinander hatten die beiden herausgefunden, dass sehr schwache magnetische Veränderungen den elektrischen Widerstand sehr stark verändern können. Ein neu entwickelter hoch empfindlicher Lesekopf machte diese Entdeckung für die Computertechnologie verwertbar. Denn je dichter eine Festplatte mit Informationen voll gepackt wird, desto schwächer sind die einzelnen magnetischen Felder, desto empfindlicher muss aber auch der Lesekopf sein. Festplatten in der heute üblichen Größe und Speicherkapazität wurden mit dieser Entdeckung erst möglich.

Wer erinnert sich noch an die alten 5,25 Zoll-Disketten, auf denen kaum Daten Platz hatten? Kein Megabyte konnte man unterbringen. In den neuen Computern sind Festplatten von über 100 Gigabyte keine Seltenheit mehr. Wie sich die Zeiten ändern! Und das alles dank einer sehr praktischen und gut umgesetzten Erfindung aus dem Bereich der Nanotechnologie. Vom diesjährigen Physik-Nobelpreis profitieren nicht nur die beiden Preisträger und die Fachwissenschaft, sondern alle Computernutzer.

Schon lange wird davon gesprochen, dass wir uns in einer Informations- und Wissensgesellschaft befinden. Der eigentliche Reichtum unserer Zeit besteht in der weltweit jederzeit verfügbaren Menge an Information und Wissen. Dabei ist die Menge an Daten, die täglich umgesetzt werden, schon längst nicht mehr zu überschauen. Das gilt für den privaten Datenverbrauch ebenso wie für das im Internet gespeicherte globale Wissen der Menschheit. Unabhängig vom Thema sind Suchergebnisse von mehreren Hunderttausend oder sogar Millionen Treffern keine Seltenheit. „Googlen“ ist zum notwendigen Bestandteil der Büroarbeit geworden.

Die Chancen und Vorteile einer solchen Informationsgesellschaft liegen auf der Hand. Jeder kann auf irgendeine Art am Fortschritt des Wissens partizipieren. Wissen ist demokratisch geworden. Das beste Beispiel dafür ist das Online-Lexikon Wikipedia, für das jeder Nutzer Beiträge schreiben oder verbessern kann. Mittlerweile ist die Qualität vieler Artikel so gut geworden, dass an den Universitäten nicht mehr nur eine Warnung vor der Benutzung dieses Lexikons ausgesprochen wird, sondern sich die Klassifizierung in eine „warnende Empfehlung“ verändern konnte.

Die Nachteile lassen sich allerdings auch nicht verleugnen. Die Unüberschaubarkeit der Wissensangebote verhindert den Überblick und erleichtert einen sammelnden, aber nicht mehr verarbeitenden Umgang mit der Wissensmenge. Wir sind zu Rezipienten geworden, die vieles aufnehmen, aber den Durchblick durch die Datenmenge verloren haben. Als „Jäger und Sammler“ im weltweiten Netz unterwegs zu sein, ist sicher ein typisches Kennzeichen der Internet-Generation. Dass dabei

gelegentlich Fehler unterlaufen und Texte aus anderen Publikationsorganen zitiert werden, ohne sie entsprechend zu kennzeichnen, gehört zu dieser Art des Arbeitens mit dazu. (Dass auch in Regnum versehentlich Texte auftauchen, die eigentlich aus www.schoenstatt.de stammen, sei an dieser Stelle entschuldigend vermerkt.)

Das größere Problem, das sich mit der Erhöhung der Speicherkapazität stellt, ist das nach der psychischen Fassungsfähigkeit. Die medialen Eindrücke, die in irgendeiner Form zu verarbeiten sind, übersteigen die Möglichkeiten menschlicher Intelligenz, der Seele und des Gemüts. P. Kantenich sprach zu seiner Zeit, als es lediglich die Medien Kino, Radio und Fernsehen gab, von der Gefahr des „Film-menschen“, der nur in kleinen segmentartig aneinander gereihten Sequenzen zu denken und zu leben imstande sei, ohne Zusammenhänge zu sehen. Trennendes, „mechanistisches“ Denken, Leben und Lieben nannte er das. Diese Gefahr wächst natürlich mit der Pluralisierung der Medien. Doch wie kann dem begegnet werden?

In der jüngeren Generation scheint sich aber in den letzten Jahren ein veränderter Umgang mit dem Internet durchzusetzen. Nicht mehr auf Rezeption kommt es an, sondern auf die eigene Gestaltung von Inhalten. Die Blogs haben zwar auch viel mit Selbstdarstellung zu tun, ebenso wie „second life“ vielfach eine Flucht aus der harten Realität des Alltagslebens ist, doch lässt sich darin auch eine Art und Weise erkennen, mit der Vielfalt personalisiert umzugehen. Das Internet ist dann nicht nur ein riesiges Meer an Informationen, in dem der User unterzugehen droht, sondern eine Chance zur Kommunikation und Identitätskonstruktion, im besten Fall auch zum Aufbau einer klaren eigenen Persönlichkeit.

Die erhöhte Speicherkapazität, die durch den GMR-Effekt möglich wurde, hat der Menschheit somit Vor- und Nachteile gebracht. Vielleicht erleben wir gegenwärtig eine ähnliche Medienrevolution, wie sie vor 500 Jahren die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern bewirkt hat. Martin Luthers Reformation hätte sich ohne diese Erfindung nicht so schnell durchgesetzt. Ob sich in unseren Tagen religiöse Inhalte mit einer ähnlichen Konsequenz wie damals über das Internet vermitteln lassen und zu Veränderungen des Lebens führen, darf erhofft werden. Nicht umsonst setzt man ja den Beginn des Siegeszugs des Internets mit dem Tag an, an dem der Vatikan seine ersten Online-Inhalte platzierte. So mag die Erhöhung der Speicherkapazität auch ein Medium der Evangelisierung werden.

Joachim Schmiedl

ALEXANDRE AWI MELLO

MARIA IN DER KONFERENZ VON APARECIDA



Der Autor: Alexandre Awi Mello, lic. theol., geb. 1971, Standesleiter der Schönstatt-Mannesjugend im Staat Paraná, Lizentiat in Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (2000), Weiterausbildung in Gesprächsführung am IATES-Institut (2006), doziert Mariologie, Pastoral- und Fundamentaltheologie an der Pontifícia Universidade Católica do Paraná in Londrina, Brasilien.

Die fünfte Generalversammlung der Bischofskonferenzen von Lateinamerika vom 13. bis 31. Mai 2007 beim Nationalheiligtum von Aparecida war zutiefst gekennzeichnet durch die Gegenwart Mariens, der Mutter Jesu und unsere Mutter. Diese Gegenwart beschränkt sich nicht auf die an sich wenigen 28mal, die ihr Name im Schlussdokument der Konferenz genannt wird. Es wäre ein großer Fehler, das Verstehen dieser Gegenwart auf eine Analyse des Textes zu beschränken. Die mariologische Perspektive war gegenwärtig vor der Konferenz, blieb stark lebendig während der Konferenz und muss weitergehen, wenn die Kirche Lateinamerikas und der Karibik alle Anregungen dieses großen kirchlichen Ereignisses umsetzen will.

Die vorgestellten Überlegungen wollen eine erste Annäherung an dieses Thema sein. Es müsste sicher durch nachfolgende mariologische Studien vertieft werden. Meine Sicht ist, außer der theologischen, die von jemand, der die Gnade hatte, Zeuge einiger wichtiger Schritte im Prozess der mariologischen Strukturierung der fünften Konferenz zu sein, nämlich beim ersten brasilianischen Symposium der marianischen Pastoral in Belém do Pará im Februar 2008 und als Sekretär und Übersetzer in der Redaktionskommission der Konferenz von Aparecida.

Der marianische Impuls Benedikts XVI.

Für einen guten Beobachter der Ereignisse um die fünfte Konferenz konnte die Tatsache nicht unbemerkt bleiben, dass der Papst Brasilien und besonders das Marienheiligtum Aparecida als Austragungsort erwählt hat. Seine Ansprachen während seines Besuches vor der Eröffnung waren starke Impulse für eine Atmosphäre, die notwendig war für die folgenden theologischen Überlegungen.

Wahl des Heiligtums von Aparecida

Bekannt ist die Tatsache, dass sich Papst Benedikt XVI. wenige Wochen nach seiner Wahl voll und ganz für die Durchführung der fünften Konferenz ausgesprochen hat, die schon unter seinem Vorgänger in Vorbereitung war. Zudem gab er durch zwei Hinweise wichtige Anregungen: Erstens ergänzte er das Thema: „Jünger und Missionare Jesu Christi, damit unsere Völker das Leben haben“ durch „in Ihm“ und fügte zweitens den biblischen Text an: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Darüber hinaus drückte er zur Überraschung der Bischöfe seinen Willen aus, die Konferenz solle in Aparecida stattfinden. Er begründete dies mit dem Hinweis, es handle sich um ein großes Marien-Heiligtum. Ich glaube, wir verfälschen nicht die Intention des Heiligen Vaters, wenn wir ihn interpretieren, mit seiner Intervention wollte er für unseren Kontinent einen klaren Weg aufzeigen: Wenn wir Jünger und Missionare sein wollen, damit unsere Völker das Leben haben, dann muss dies geschehen „in Ihm“ und „in Ihr“, in inniger Vereinigung mit Ihm, Jesus, und mit Ihr, Maria.

Die Intention des Papstes entspricht dem lautersten Empfinden unserer Völker, die ganz urwüchsig und spontan Christen und marianisch sind. Ihre Religiosität, nicht immer bewusst reflektiert, bezeugt einen besonderen Sinn für die Einheit von Maria und Jesus und umgekehrt. Die Einladung zur Versammlung der Bischöfe in einem Marien-Heiligtum war der Beweis einer Feinabstimmung mit der religiösen Seele Lateinamerikas. Zurück zu Maria ist Rückkehr zu den Wurzeln des christlichen Glaubens in unserem Kontinent, so können wir mit Festigkeit der schwierigen Zukunft entgegen treten, die uns herausfordert.

„Bleibt in der Schule Marias“

Die Teilnehmer der fünften Konferenz waren nicht nur sehr aufmerksam bei der Eröffnungsansprache Papst Benedikts XVI., sondern auch beim Gesamt seiner Ansprachen während seines Besuches in Brasilien vor der Eröffnung. Im Plenarsaal brachten in den ersten Tagen verschiedene Bischöfe dies in ihren Beiträgen zum Ausdruck. Grundsätzlich waren es drei große Quellen, aus denen die Inspiration und Überlegung schöpften. Das von CELAM erarbeitete Dokument, eine Zusammenfassung der Beiträge aller Bischofskonferenzen Lateinamerikas. Zweitens Informationsmaterial der Bischofskonferenzen, der römischen Dikasterien und anderer anwesenden kirchlichen Gemeinschaften; und die verschiedenen Ansprachen

des Römischen Pontifex, die in diesen Tagen gehalten wurden. Unter ihnen seine Ansprache beim Rosenkranzgebet in der Basilika von Aparecida am 12. Mai.

In seiner Ansprache vergleicht der Papst die Versammlung der Gläubigen im Heiligtum von Aparecida mit der biblischen Szene des Coenaculums, in der die Apostel zusammen mit Maria „hinauf in das Obergemach“ gingen; dort „verharrten alle einmütig im Gebet“ (Apg 1,13-14). In dieser Ansprache zeigt der Papst den Weg, den die fünfte Konferenz gehen sollte, zu der die Bischöfe sich am folgenden Tag an diesem Ort versammelten. „Sie ist es, die heute unsere Meditation leitet; sie ist es, die uns beten lehrt. Sie ist es, die uns zeigt, wie wir unsere Sinne und unsere Herzen der Macht des Heiligen Geistes öffnen sollen, der da kommt, um der ganzen Welt mitgeteilt zu werden. [...] Die heiligste Maria, die reine und unbefleckte Jungfrau, ist für uns Schule des Glaubens, die dazu bestimmt ist, uns zu leiten und uns die Kraft zu geben auf dem Weg, der zum Schöpfer des Himmels und der Erde führt. Der Papst ist mit großer Freude nach Aparecida gekommen, um euch vor allem zu sagen: ‚Bleibt in der Schule Marias‘. Inspiriert euch an ihren Lehren; versucht in euren Herzen das Licht aufzunehmen und zu bewahren, das sie euch in göttlichem Auftrag von oben sendet.“ Er zeigt so den Teilnehmern der fünften Konferenz, die im Kreis direkt beim Presbyterium der Basilika saßen und aufmerksam zuhörten, den Weg, den sie bei ihren Arbeiten gehen sollten. Und die Bischöfe taten es.

In dieser Ansprache definiert der Papst das Marienheiligtum Unserer Lieben Frau von Aparecida als „Wohnung Gottes, Haus Marias, Haus der Brüder“ und erinnert daran, dass dieses sich in diesen Tagen verwandelt in den Sitz der fünften Generalversammlung der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik. Theologisch bedeutend ist die Verbindung, die der Papst herstellt zwischen dem Haus Marias und der Kirche. Er sagte, er sei nach Aparecida gekommen, um daran zu erinnern, wie wichtig der Sinn unserer Zugehörigkeit zur Kirche ist, und betonte: „Die Kirche ist unser Haus! Das ist unser Haus!“ Das Haus Marias, die Kirche, ist unser Haus. Maria mit ihrer mütterlich bergenden Sorge hilft uns, dass die Kirche „Haus und Schule der Glaubensgemeinschaft“ wird, wie Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Brief „Novo Millennio Ineunte“ schrieb. Wie in der Familie, ist das Haus der Ort der ersten Schule für das Leben. Das Haus Marias, der Erzieherin des Evangeliums, ist deshalb die Schule zur Formung der Jünger und Missionare Jesu, wie die Bischöfe in der Konferenz bestätigten.

Der Papst ist sich der symbolischen Bedeutung des Ortes bewusst, da er sagt: „Wie schön ist es, hier in der Marienbasilika zu sein, auf die sich in diesen Tagen die Blicke und die Hoffnungen der christlichen Welt richten, insbesondere die von Lateinamerika und der Karibik.“ Am folgenden Tag bei der Eucharistiefeier zur Eröffnung der fünften Generalversammlung kommt der Papst wieder auf die Heiligkeit dieses Ortes zu sprechen und vergleicht ihn erneut mit dem Coenaculum: „Ich sehe es als ein besonderes Geschenk der Vorsehung an, dass diese Heilige Messe zu dieser Zeit und an diesem Ort gefeiert wird. [...] Der Ort ist das Nationalheiligtum Unserer Lieben Frau von Aparecida, das marianische Herz Brasiliens: Maria empfängt uns in diesem Abendmahlssaal und hilft uns als Mutter und Lehrerin, ein-

mütiges und vertrauensvolles Gebet an Gott zu richten. Diese Liturgiefeier bildet das feste Fundament der fünften Generalkonferenz.“

Die Konferenz von Aparecida – ein marianisches Ereignis

Wie wir gesehen haben, war es kein Zufall, dass die fünfte Konferenz des CELAM an einem Marienheiligtum stattgefunden hat. Es war nicht irgendein Heiligtum, sondern ein großes Zentrum der Wallfahrt und des religiösen Lebens. Der Papst hat ganz bewusst diesen Ort ausgewählt. Die Beratungen der Bischöfe geschahen deshalb nicht an einem Ort der Stille, isoliert, weitab vom Volk Gottes, wie es bei den anderen Konferenzen der Fall war. Ich persönlich kann bezeugen, welchen spirituellen Einfluss das Zusammensein mit Hunderten Gläubigen, die jeden Tag an den wunderschönen liturgischen Zelebrationen teilnahmen, die von den Equipen des CELAM und des Heiligtums von Aparecida sehr gut vorbereitet waren, auf die Teilnehmer hatte. Besonderen Eindruck machten an den Wochenenden die jeweils etwa 100000 Wallfahrer im Nationalheiligtum, eine Zahl, die für die Betreuer des Heiligtums als normal gilt.

Es war unmöglich, unberührt zu bleiben vom Andrang der vielen Gläubigen und von der evangelisierenden religiösen Kraft der marianischen Volksfrömmigkeit. Alle diese Menschen waren hier, weil sie irgendwann in ihrem Leben ein persönliches Erlebnis mit der Gottesmutter hatten. Sie waren Träger und Weitergeber von marianischen Erlebnissen. Bewusst oder unbewusst wurden die Bischöfe eingetaucht in die marianische Atmosphäre, die sie umgab und sie einlud zu tiefen marianischen Erlebnissen, die sicher einen Einfluss hatten auf den Fortgang der Arbeiten. Aber Aparecida war ein marianisches Erlebnis nicht nur wegen der äußeren Atmosphäre, die den Geist der Konferenz beeinflusste, die marianische Atmosphäre konnte man auch spüren in dem menschlichen Miteinander. Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit kennzeichneten den Gang dieser unvergesslichen Versammlung der Spitzen des Episkopates Lateinamerikas und der Karibik. Bischöfe, schon gewöhnt an solchen Versammlungen teilzunehmen, konnten bezeugen, der Geist der Gemeinschaft, des Dialogs, der Toleranz, des Respekts, wie er in den Sälen und Korridoren herrsche, wäre nicht selbstverständlich und hätte in einigen früheren Versammlungen gefehlt. Maria, Mutter und Modell der Kirche, ist Urheberin dieser Gemeinschaft unter ihren Kindern. Es ist das Eigentümliche einer Mutter, solche Werte ihrer Familie zu vermitteln, und so schafft sie um sich eine familienhafte Atmosphäre.

Was die Konferenz verkündet, war ein von den Bischöfen in Aparecida erfahrendes gemeinschaftliches kirchliches Erlebnis: „Wie in der menschlichen Familie, ist die Kirche als Familie gebildet um eine Mutter, die mit ‚Seele‘ und Zärtlichkeit das familiäre Zusammenleben bestimmt. Maria, Mutter der Kirche, nicht nur Vorbild und Modell der Menschheit, gestaltet und formt die Gemeinschaft.“ So erklärt sich und versteht man besser die tiefe Gemeinschaftsatmosphäre, die man auf der fünften Konferenz erlebte, trotz der vielen kulturellen und ideologischen Differenzen unter den Teilnehmern. Mit den Worten des Schlussdokumentes versteht man noch mehr

den Geist der marianischen Familienhaftigkeit, die dieses Treffen der Bischöfe kennzeichnete: „Als Mutter so vieler stärkt Maria die brüderliche Verbindung unter allen, die regt an zur Versöhnung und zum Verzeihen und hilft den Jüngern Jesu Christi, sich als Familie zu erfahren, als Familie Gottes.

Maria im Dokument von Aparecida

Bis jetzt haben wir die Einleitung und die allgemeine Atmosphäre wahrgenommen. Nun behandeln wir den Text des Schlussdokumentes der fünften Konferenz. Man kann sagen, generell war es die Intention der Bischöfe und besonders der Redaktionskommission, dass Maria quer durch das ganze Schlussdokument erscheint. Nach meiner Sicht hätte dies viel mehr akzentuiert werden können. In der Tat wurde im Schlussdokument mit 554 Paragraphen Maria nur in 25 Paragraphen genannt, jedoch sind die Abschnitte 266-272 ganz Maria als der Jüngerin und Missionarin gewidmet. Es ist zu erwähnen, dass es zwischen den aufeinander folgenden vier Redaktionen des Dokuments praktisch keine substantiellen Veränderungen des Inhalts dieser Paragraphen gegeben hat. Das heißt, es gab nur wenige Ergänzungen des ersten mariologischen Textes, den die entsprechende Kommission vorgelegt hatte. Von der zweiten zur dritten Redaktion war es einer der Texte mit den wenigsten Berichtigungen. Den Mariologen bewegt jedoch die Frage, warum so wenig Ergänzungen? Zum Teil wohl, weil die erste Vorlage schon als befriedigend und komplett empfunden wurde. Teilweise ist jedoch der Grund in der Tatsache zu finden, dass auch in unserem Kontinent für die Mariologie wenig Interesse vorhanden ist, auch nicht daran über die marianische Pastoral zu reflektieren. Bezeichnend ist vielleicht auch das Fehlen von Kreativität und Wagnis zu Neuem bei dieser Reflexion. Ohne den großen Wert und die Schönheit des mariologischen Textes von Aparecida zu verkennen, fällt meine Vermutung auf die letzten Hypothesen. Wir sind ein marianischer Kontinent, aber reflektieren auf pastoraltheologischem Niveau wenig über Maria.

In welchem literarischen Kontext finden wir den marianischen Block im Abschlussdokument von Aparecida (Nr. 266-272)? Er befindet sich im zweiten Teil des Dokumentes, in dem gesprochen wird über „Das Leben Jesu in den Jüngern und Missionaren“, neben dem „Weg der Ausbildung“ des missionarischen Jüngers (Kapitel 6) und in der Perspektive der Spiritualität „Begegnung mit Christus“ (Kapitel 6.1). Die Spiritualität der Formung der missionarischen Jünger muss immer ausgehen von der persönlichen Begegnung und Gemeinschaft mit Christus, ausgedrückt in der Frage: „Meister, wo wohnst du?“ (Joh 1,38), wo begegnen wir dir in adäquater Weise, um einen authentischen Prozess der Umwandlung, Gemeinsamkeit und Solidarität zu eröffnen? Welches sind die Orte, Personen und Begabungen, die uns von dir erzählen, die uns zur Gemeinschaft mit dir führen und uns gestatten, deine Jünger und Missionare zu sein?

Der Text stellt Maria dar als eine vorzügliche Antwort auf all diese Fragen. Vorher jedoch muss ich sagen, wir begegnen Jesus im Wort Gottes in der Liturgie (besonders in der Eucharistie, vor allem in der sonntäglichen, und im Sakrament der

Versöhnung), in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, insbesondere in den Armen und Kranken (vgl. Nr. 246-257). Hervorzuheben ist auch die Volksfrömmigkeit als ein besonderer Ort der Begegnung mit Jesus (Nr. 258-265). In diesen Kontext reiht sich nun der zentrale mariologische Text von Aparecida ein (Nr. 266-272). Deshalb ist der Kontext, in dem er erscheint, nicht neutral. Im Gegenteil, er gibt uns eine tiefe Botschaft zum Verstehen der Mariologie von Aparecida: Maria ist der ausgezeichnete Ort der Begegnung mit Christus. „Sie versammelt ihre Kinder und vereint unsere Völker mit Jesus Christus, denn sie erfahren Zärtlichkeit und Liebe Gottes im Angesicht Mariens.“ Beim Überfliegen des Inhalts der Texte erscheint mir der besondere Beitrag von Aparecida für mariologische Betrachtung die Verdeutlichung der zwei Dimensionen, „die zutiefst die zwei Seiten einer Münze sind“, der Sendung Mariens sind, Jüngerin und Missionarin zu sein. Mit dem Worten des Dokuments: sie ist die „erste Jüngerin und die große Missionarin unserer Völker“.

Maria die vollkommene Jüngerin

Die theologischen Reflexionen über die Jüngerschaft Mariens führen uns zu den marianischen Perspektiven der Nachkonzilszeit des Zweiten Vatikanums. So zu den so genannten „begrenzenden Prinzipien“ (z.B. Geschöpf, Dienerin, Pilgernde, Mitglied der Kirche), unter denen man meiner Meinung nach ihr Sein als „Jüngerin“ einfügen müsste. Diese ergänzen eine frühere Tendenz, die ihren Höhepunkt vor dem Konzil erreichte, die Bevorzugung der „offenen Prinzipien“ (z.B. Hoheit, Einzigartigkeit, Angemessenheit, Christusähnlichkeit). Das Lexikon der Mariologie von Stefano De Fiores und Salvatore Meo, ein wichtiges Werk, zu empfehlen für nachkonziliare mariologische Studien (Turin 1986), bringt das Wort „Jüngerin“, obwohl es das Thema nicht entwickelt, sondern es für den Leser bei den Worten „Gläubige“ und „Dienerin“ belässt.

Motiviert vom Thema der fünften Konferenz brachten einige neuere Studien wertvolle Beiträge zur Jüngerschaft Mariens ans Licht, zum Beispiel das Buch „Maria Jüngerin Jesu und Verkünderin des Evangeliums“ von Pater Carlos G. Alvarez. Auch auf dem kontinentalen Treffen der marianischen Pastoral betonten die Beiträge von De Fiores und Petrillo die Jüngerschaft Mariens, vor allem ausgehend von der biblischen Sicht. Im Dokument von Aparecida konnte man, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, bestätigen: Maria ist die vollkommene Jüngerin, denn sie ist die erste Jüngerin Jesu, sie hat ihn beim ganzen Erlösungswerk begleitet und die anderen Jünger inspiriert.

Maria, die große Missionarin

Weniger entwickelt als das Thema Jüngerschaft, so hat sich gezeigt, ist in theologischen Reflexionen Maria als die große Missionarin. Indirekt findet man zwar viele Hinweise, aber es weckt die Aufmerksamkeit, dass umfangreiche Studien zu diesem Thema fehlen. Deshalb sind die Beiträge im Dokument von Aparecida in die-

sem Sinn so wertvoll. In zwei Paragraphen erhält Maria den Titel „die große Missionarin“. In Artikel 25 folgt man Papst Paul VI., der sie in „Evangelii nuntiandi“ als „Stern der Neuevangelisierung“ und als „erste Jüngerin und große Missionarin unserer Völker“ bezeichnet. Nr. 269 entwickelt den Inhalt dieser Aussage und erklärt besser, warum sie die Evangelisierende und Missionarin ist: „Maria ist die große Missionarin, Fortsetzerin der Sendung ihres Sohnes und Formerin der Missionare.“

Inspiziert von der letzten Aussage können wir schematisch alles in drei Worten so zusammenfassen: Theologisch gesprochen und ausgehend vom Dokument von Aparecida ist es gerechtfertigt, Maria als Missionarin zu bezeichnen:

- Sie hilft aktiv mit bei der Verwirklichung der Sendung ihres Sohnes.
- Sie erhielt die Sendung, Mutter Christi und seiner Jünger zu sein.
- Sie ist die Formerin der Missionare.

Aussendung in eine marianische Zukunft

Das Thema der fünften Konferenz lädt uns ein, Jünger und Missionare Christi zu sein. Die Mutter Jesu will uns bei dieser Aufgabe helfen. Aparecida schenkt uns aus mariologischer Sicht die große Möglichkeit, Maria als vollkommene Jüngerin und große Missionarin des Herrn besser kennen zu lernen. Dies war die Intention dieser kurzen Studie. Der Titel „Jüngerin“ fand immer Beachtung bei den Theologen. Das müsste gleichermaßen auch bei Maria als der großen Missionarin geschehen. Ihre mütterliche Sendung ist lebendig und wirksam besonders in unseren Ländern Lateinamerikas und der Karibik. Die Vitalität der marianischen Frömmigkeit braucht eine entsprechende lateinamerikanische Mariologie. Mit Freude können wir ein starkes Interesse unserer Theologen in diesem Sinne feststellen.

Aparecida könnte indes größere Kraftanstrengungen bewirken zu einem Fortschritt sowohl in der mariologischen Reflexion wie auch im Verstehen und Anwenden einer marianischen Pastoral und Pädagogik.

Wie wir feststellen konnten, war die fünfte Konferenz ein marianisches Erlebnis. Da es sich um ein Ereignis der Kirche Lateinamerikas und der Karibik handelte, konnte es an sich nicht anders sein. Seit der Einberufung durch Papst Benedikt XVI., in der Zeit der Vorbereitung auf den mariologischen Kongressen, durch die erlebte Atmosphäre während der Versammlung bis hin zum Schlussdokument war Maria immer dabei. Die Zukunft von Aparecida muss nun auch genauso marianisch sein. Die „große Sendung“ und die Zukunft unseres Kontinents wird marianisch sein oder nicht sein. Von ihrer Basilika in Aparecida aus sendet uns Maria zu dieser Mission.

Puebla hatte gesagt: „Gekommen ist die Stunde Mariens“. Aparecida wiederholt und verstärkt: „Dies ist die Stunde der radikalsten Nachfolgerin Christi, ihres Lehramtes als Schülerin und Missionarin, zu dem uns Papst Benedikt XVI. ausgesandt hat.“ (Nr. 270) Seine Worte in Aparecida müssen weiter klingen in den Herzen unserer Völker, damit wir alle Herausforderungen anpacken, auf welche die fünfte Konferenz hingewiesen hat: „Bleibt in der Schule Mariens!“

JOACHIM SCHMIEDL

DER ISLAM ALS ZEITZEICHEN

Beobachtungen zum Islam

Als ich vor sieben Jahren das erste Mal in Afrika war, hatte ich eine unruhige Nacht. In Ibadan (Nigeria) schlief ich ein mit einem charismatischen Gebetstreffen am linken Ohr. Nach dessen Beendigung ging es – so hatte ich den Eindruck – am rechten Ohr weiter. Und als die Freikirchen ihren Lobpreis abgeschlossen hatten, setzte der Muezzin mit seinem Aufruf zum Morgengebet an.

In diesem Erlebnis bündeln sich für mich bis heute die beiden großen Herausforderungen an unsere globalisierte Gesellschaft. Der Islam ist weltweit die Religion mit den größten Wachstumsraten und nach dem Christentum die zweitgrößte Glaubensgemeinschaft. Die charismatischen Gruppen und Kirchen werden zur Zeit auf etwa 600 Millionen gezählt. Für beide gilt, dass es sich nicht um homogene Gruppen handelt, sondern um hoch differenzierte Größen.

Eine zweite Beobachtung aus Burundi. In der alten Pfarrei von Urs Studer in Bujumbura entsteht zur Zeit ein für burundische Verhältnisse sehr großes Gebäude. Auf Nachfrage bekommt man unterschiedliche Antworten, um was es sich handelt. Auf jeden Fall errichtet die islamische Gemeinschaft dort ein Zentrum, das in seiner Größe an die Wallfahrtskirche von Mont Sion Gikungu heranreicht. So wie sich in dem überwiegend christlichen Land Burundi in den letzten Jahren die protestantischen Kirchen stärker verbreitet und ausdifferenziert haben, geschieht das auch mit dem Islam. Auch in Bujumbura gehört der Ruf des Muezzin zum Alltag.

Und bei uns in Deutschland? Döner-Buden und türkische Gemüsehändler sind normal geworden. Zum Straßenbild gehören Frauen – ältere und vor allem junge – mit Kopftuch. Moscheen und Gebetsräume werden in unseren Städten und Gemeinden errichtet. In unseren Schulen sind muslimische Schülerinnen und Schüler eine Herausforderung an die Integrationsfähigkeit unserer Kultur. Und die Medien berichten über den Islam als die Religion, von der eine terroristische Gefahr ausgeht.

Pater Kantenich und der Islam

Wenn wir auf den Islam als Zeitzeichen schauen, lohnt es sich, bei unserem Gründer nachzuschlagen. Was hat er über den Islam gesagt? Wie hat er diese Religion wahrgenommen?

Zwei Monate nach seiner Priesterweihe hielt P. Kantenich eine Predigt über das Bild der Gottesmutter in der Geschichte. Darin widmet er eine breite Passage der Tätigkeit der Gottesmutter gegen den „Unglauben“. Konkret zeichnet er die Präsenz des Islam in Europa nach, um jedes Mal nachzuweisen, dass militärische Siege an

einem Marienfest geschehen sind oder Anlass zur Einführung eines neuen liturgischen Mariengedenkens geworden sind. Das Fazit P. Kentenichs: „Heute ist der Halbmond ohnmächtig. Die Kriege, die sich durch die christliche Geschichte wie eine blutige Heerstraße ziehen, sind somit eine glänzende Siegesfahrt geworden, in deren Vorderreihen das Banner der heiligen Jungfrau weht.“ (Pr 15. September 1910, 72)

Einen anderen Akzent setzt P. Kentenich in den 1940er und 1950er Jahren. Das Gottesbild des Islam fasziniert ihn – im Unterschied zur dialektischen Theologie Karl Barths, der er eine „Entmenschlichung Gottes“ vorwirft: „Auch der Islam hat große Ehrfurcht und Furcht vor Gott.“ (Ostertagung für Bundespriester, 14.-18. April 1941, 27) – „Mit welcher ungeheurer Ehrfurcht steht der Islam vor dem unendlichen Gott.“ (Pfingsttagung, 2.-6.6.1941, 176) Mit dem Gottesbild des Islam werden wir uns gleich beschäftigen.

1956, auf einem der Höhepunkte des Kalten Kriegs, knüpft unser Vater wieder an den geschichtlichen Auseinandersetzungen mit dem Islam an. Diesmal jedoch ist seine Bewertung eine andere geworden:

„Wir sehen die Kirche immer nur glorreich. Ja, ist sie denn so glorreich? Wenn Sie nur einmal überlegen: Wie viele Milliarden Menschen zählt man heute auf der Welt? Zweieinhalb Milliarden. Und wie viele Christen sind darunter? 900 Millionen. Und wie viele davon sind Katholiken? 455 Millionen. (Eine) verhältnismäßig kleine Zahl, gemessen an dem Ganzen. Ja, sehen Sie, so sieht die Kirche aus – doch schwach! Wenn Sie jetzt meinetwegen an Asien denken. In Asien wohnt mehr als die Hälfte der ganzen Menschheit. Und da gibt es nur ein Prozent Katholiken! Und wie lange existiert die Kirche schon? Oder wenn Sie an Afrika denken: acht Prozent Katholiken! Und wie sieht der Katholizismus aus? Und wenn Sie an Europa denken. (In) Europa wohnt die Hälfte der Christen der Welt. Und was hat Europa den einzelnen Völkern, den Nationen geschenkt? Sehen Sie, wie viele Verbrecher die Europäer mit hinübergenommen haben in alle Weltteile und in alle Nationen; wie sehen die aus? Und wie wenig haben die Europäer es verstanden, die einzelnen Völker in ihrer eigenen Tradition zu (be)greifen. Jetzt sehen wir auf der anderen Seite, wie der Bolschewismus rasend durch die Welt hindurchgeht, wie der Islam anfängt, sich wieder zu sammeln. So sieht die Schwäche der Kirche aus!“ (V 15. Oktober 1956, 50)

Knapp zwei Jahre zuvor hatte er an P. Köster geschrieben: „Ich stelle mir die künftige Entwicklung im Weltgeschehen recht dunkel vor. Nicht nur eine neue säkularisierte Religion steht im Kollektivismus gegen uns auf, auch der Islam wird erneut wach. Was ihm vorläufig an militärischer und politischer Kraft fehlt, das ersetzt er durch die starke Inbrunst seines Herzens.“ (Br 13. Dezember 1954)

Und 1959 vertraut er dem Archiv an: „Man vergleiche damit die Gesamtlage des Katholizismus in der ganzen Welt. Man beachte vor allem, ob sich seine religiöse Inbrunst vergleichen läßt mit der verzehrenden Leidenschaft, die auf der Gegenseite wirksam ist. Ob sich nicht bei solcher Sachlage Schönstats bewährte religiöse Haltung und Handlung erneut der kirchlichen Autorität empfiehlt? Zum selben Resultat kommen wir, wenn wir beobachten, daß auch in die alten asiatischen Religionen ein neuer Zug hineinkommt. Das gilt vor allem vom Islam. Lange scheint er ge-

schlafen zu haben. Im Kampfe der Geister in heutiger aufgewühlter Zeit besinnt er sich, ähnlich wie Buddhismus (sic!), Brahmanismus, auf die letzten Lebenskräfte. Will heißen: Alle diese Kräfte sollen wieder geweckt werden, um die Leidenschaft für eine neue Welteroberung zu entfachen und so die historische Stunde im eigenen Interesse voll auszunutzen. Mehr noch: Die Kräfte sind bereits neu geweckt. Sie marschieren bereits zu einer geschlossenen Offensive gegen den Katholizismus, der sich in eine vielgestaltige Defensive zurückgedrängt fühlt. Dasselbe gilt, wenn wir den östlichen und den westlichen politischen Block miteinander vergleichen. Leider muß auch dann konstatiert werden, daß der Westblock sich wachsend in der Defensive befindet und die Initiative gar zu häufig den Gegnern überlassen muß. Nicht selten gibt er sich damit zufrieden, notdürftig zu retten, was noch gerettet werden kann. Endlich ist nicht zu vergessen, daß als dritte Schlachtreihe die farbigen Völker Asiens und Afrikas mit schwerem Schritt und kraftvoller Initiative aufmarschieren. Ihre Zahl umfaßt wiederum annähernd eine Milliarde Menschen, die sich zu einem Block zusammengeschlossen haben. Man muß gestehen, daß sie nicht nur aus jahrhundertlangem Schlaf schlechthin erwacht, sondern geradezu in ein Stadium des Aufruhrs geraten sind.“ (Archiv-Notizen 1959 I, 11-12)

Der Islam ist für P. Kantenich also sowohl eine theologische Anfrage als auch eine kulturelle Herausforderung. Beidem soll im folgenden nachgegangen werden, gemäß der Anregung aus dem Oktoberbrief 1949, nach der Transformationen am Wandel im Gottes-, Menschen- und Gemeinschaftsbild festgemacht werden können.

Der Islam als theologische Herausforderung

In seinem Kommentar zum Konzilsdekret „Nostra aetate“ stellt Roman Siebenrock fest: „Eine Theologie des Islams wurde auch in jenen Kirchen, die innerhalb des islamischen Herrschaftsbereiches lebten, vor dem 20. Jahrhundert nur mit stark polemischem Akzent entwickelt.“¹ Diese Polemik hatte ihren Ursprung in den ersten Begegnungen, die in der Tradition des Johannes von Damaskus die islamische Lehre an der Christologie der alten Konzilien maß. „Die Verkündigung des Propheten Muhammad und die Lehre des Koran wird im Horizont der arianischen Häresie als christologische Fehlentwicklung gelesen und in die Logik der die Kirche vernichtenden Mächte durch die apokalyptische Figur des Antichristen eingereiht.“² Ein theologischer Dialog fand nicht statt. Der geistige Austausch im Mittelalter und die Vermittlung der aristotelischen Philosophie auf dem Weg über arabische Übersetzungen verblieb auf der kulturellen Ebene. So gehört es zu den bleibenden Erregenschaften des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass in der Erklärung „Nostra aetate“ das erste Mal positiv über den Islam gesprochen wurde. In NA 3 heißt es:

¹ Siebenrock, Roman, Theologischer Kommentar zur Erklärung über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, in: Hilberath, Bernd Jochen / Hünermann, Peter, Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Band 3, Freiburg 2005, 616. Siebenrock, Kommentar NA, 617.

² Siebenrock, Kommentar NA, 617.

„Mit Wertschätzung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den einzigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der die Menschen angesprochen hat, dessen auch verborgenen Ratschlüssen mit ganzem Herzen sich zu unterwerfen sie bemüht sind, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den sich der islamische Glaube gern bezieht. Jesus, den sie zwar nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria und rufen sie manchmal auch andächtig an. Überdies erwarten sie den Tag des Gerichts, da Gott allen Menschen vergelten wird, nachdem sie auferweckt sind. Daher legen sie auf ein sittliches Leben Wert und verehren Gott besonders in Gebet, Almosen und Fasten.“ (NA 3,1)

Monotheismus

Die Kirche erkennt in dieser Erklärung den Islam als eine monotheistische Religion an. Doch was als Gemeinsamkeit mit dem Christentum erscheint, ist in Wahrheit eine der am stärksten trennenden Faktoren. Der Islam versteht sich als die einzige wirklich monotheistische Religion. Das Bekenntnis zu dem einen Gott ist die erste der fünf Säulen, auf denen der Islam ruht. Dieser Glaubensgrundsatz schließt drei Aspekte ein: Zum einen dürfen keine anderen Gottheiten angebetet werden; zum anderen wird „Allah“, der arabische Name für Gott, positiv als einziger Gott bejaht; und schließlich wird auch die Tatsache anerkannt, dass diese Botschaft durch den Propheten Muhammad überbracht wurde.

Für die Muslime ist Gott der absolut Transzendente. Alles, was wir von ihm wissen, ist Offenbarung. Nichts Irdisches ist ihm auch nur ähnlich. Die Erkenntnis Gottes ist ein Geschenk ernsthafter und aufrichtiger Suche nach ihm. Auf diesem Weg helfen die im Koran mitgeteilten 99 Namen und Eigenschaften Allahs, die ihn als den Herrscher der Welt, den Erschaffer, der die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereint und außer dem es keinen anderen Gott gibt. Auf der Internet-Seite des Zentralrats der Muslime in Deutschland heißt es dazu:

„Gott ist also nicht jene langbärtige Vaterfigur, die lächelnd auf einem großen Thron sitzt, noch ist Er ein Nur-Schöpfer-Gott, der nach dem Uhrmacherprinzip dann nicht mehr in die Schöpfung eingreift; auch ist Er nicht nur die Liebe, sondern Er ist eben so, wie Er sich selbst beschrieben hat und steht, obwohl absolut transzendent, mit Seinen Eigenschaften im Zentrum der Schöpfung und im Mittelpunkt des Lebens eines jeden Menschen. Jede Seiner Eigenschaften nimmt allzeitig direkten Einfluß auf das Leben eines jeden Individuums und jeder Gemeinschaft, ja, eines jeden Geschöpfes.“³

Die Entgegensetzung zum christlichen Gottesbild scheint offenkundig, wenn auch die Analogien eher ein Zerrbild der christlichen Gottesvorstellung wiedergeben. Zwei Anfragen ergeben sich heute daraus:

Die eine stellte bereits am 31. März 1965 der Wiener Kardinal Franz König in einem Vortrag in Kairo: „Wie sollen Judentum, Christentum und Islam ‚einem nicht

³ [Http://www.islam.de/73.php](http://www.islam.de/73.php).

auf der Basis des Monotheismus stehenden Denken' begegnen?"⁴ Diese Anfrage hat sich heute verschärft. Wir stehen nicht nur einem stärker werdenden religiösen Synkretismus gegenüber, der vor zwanzig Jahren mit dem Stichwort „New Age“ benannt wurde und eine Vielfalt von psycho-medizinischen und spirituellen Praktiken mit einem monistischen oder pantheistischen Weltbild verbindet. Der Alleinheit von Schöpfung, Schöpfer und Geschöpfen müssen die monotheistischen Religionen insgesamt widersprechen und widerstehen. Der Monotheismus betont die Einzigkeit und Einzigartigkeit Gottes, des Schöpfers der Welt und der Menschen.

Wir sehen uns als monotheistische Religionen aber auch herausgefordert von den spirituellen Anfragen der ostasiatischen Religionen. Besonders der Buddhismus hat in den letzten Jahren im Westen einen großen Aufschwung erlebt und hat mittlerweile mehr einheimische Anhänger als der Islam. Man rechnet zur Zeit mit etwa 600 buddhistischen Gruppen in Deutschland, die über 250000 Anhänger haben. Die Akzente liegen dabei auf der Ethik, der Meditation, der Einübung in einen Weisheitsweg. Doch handelt es sich beim Buddhismus wirklich um eine Religion? Ist er nicht vielmehr nur Philosophie und Lebensweisheit? Die monotheistischen Religionen müssen auf die Bedeutung von Religion, von der Beziehung Gottes zu den Menschen und der Menschen zu Gott hinweisen.

Die andere Anfrage kommt vom Heidelberger Ägyptologen Jan Assmann. Seine These ist folgende: Die so genannte „moaische Unterscheidung“, d.h. der Bund zwischen Mose und dem einen Gott und in der Folge davon die Unterscheidung zwischen dem wahren Gott und den vielen falschen Göttern, hätte erst Hass und Sünde in die Welt gebracht. Religion, die im Namen der Ethik auftritt und mit dem Dekalog den Anspruch einer allgemein gültigen Norm in die Welt gebracht hat, sei auf diese Weise selber zu einer Quelle der Gewalt geworden. Diese These hat heftigen Widerspruch provoziert. So hat etwa der Münsteraner Alttestamentler Erich Zenger geantwortet, die entscheidende Veränderung sei die gewesen, dass seit Mose der Mensch in Bundesgenossenschaft mit Gott lebe und deshalb die Freiheit der Knechtschaft gegenüber zu stellen sei. Die Wirklichkeit des Gottesbundes mit den beiden Partnern, die sich in Ähnlichkeit und Unähnlichkeit gegenüberstehen – man vergleiche dazu die Disposition, die P. Kenterich am Ende des Oktoberbriefs 1948 bringt -, ist die religiöse Seite der Antwort auf die Assmann-These. Die kulturelle Anfrage bleibt allerdings: Wie tolerant sind monotheistische Religionen? Und vor allem: Sind Staaten, in denen der Monotheismus als Staatsreligion fungiert, in der Lage, andere Anschauungen zu akzeptieren und „leben“ zu lassen? Sowohl aus der christlichen wie aus der islamischen Geschichte gibt es mehr Beispiele gegen als für eine Bejahung dieser Frage.

Gott, Schöpfung, Mensch

Was ist nun das Gottesbild des Islam? Die Suren des Koran beginnen normalerweise mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Allerbarmers, des Allbarmherzi-

⁴ Siebenrock, Kommentar NA, 643.

gen...". Der Koran kennt eine Fülle von Attributen, die Gott zugeschrieben werden, so etwa Sure 52, Vers 22-24:

„22 Er ist Gott, außer dem es keinen Gott gibt, der über das Unsichtbare und das Offenbare Bescheid weiß. Er ist der Allerbarmer, der Allbarmherzige. 23 Er ist Gott, außer dem es keinen Gott gibt, der König, der Heilige, der Inbegriff des Friedens, der Stifter der Sicherheit, der alles fest in der Hand hat, der Mächtige, der Gewaltige, der Stolze. Preis sei Gott! (Er ist erhaben) über das, was sie (Ihm) beigesellen. 24 Er ist Gott, der Schöpfer, der Erschaffer, der Bildner. Sein sind die schönsten Namen. Ihn preist, was in den Himmeln und auf der Erde ist. Und Er ist der Mächtige, der Weise.“⁵

Allah und seine Schöpfung gehören zusammen. Für die Muslime kann deshalb alles zum Zeichen (aya) von Gott werden: der Mensch, menschliches Handeln, der Kult, die rituellen Pflichten, symbolische Handlungen (etwa die Steinigung des Teufels bei der Mekka-Wallfahrt). Alles kann dazu dienen, die Hingabe an Gott – die Bedeutung des Wortes „Islam“ – zu vertiefen. Der Islam kennt in diesem Sinn eine tiefe Schöpfungsmystik. Der Islamwissenschaftler Abdullah Takim aus Frankfurt sagt dazu:

„Die ganze Schöpfung ist also ein Ausdruck der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Aus diesem Grunde befindet sich die Schöpfung im Meer der Barmherzigkeit. Gott ist nicht der Herr einer Nation oder nur eines Volkes, sondern Er ist der Herr aller Geschöpfe, die er erschaffen hat. Aus diesem Grunde sollten die Menschen Gott dienen. Denn der Gottesdienst dient dazu, sich geistig zu entwickeln, indem man die Allmacht, Liebe und Barmherzigkeit Gottes im Innern erlebt. Nur diese bewusste Ausübung des Gottesdienstes kann den Menschen zur geistigen Reife führen.“⁶

Das Bild des Barmherzigen und für seine Menschheit sorgenden Gottes kann leicht im Kontrast gesehen werden zum Bild einer Religion, die nach außen hin eher einen gewalttätigen Eindruck macht. Dazu meint ein türkischer Kommentator, Süleyman Atefl:

„Gott findet keinen Gefallen daran, irgendeinen Seiner Geschöpfe zu verbrennen. Der Umstand, dass Seine Barmherzigkeit Seinen Zorn überholt hat, bedingt, dass diejenigen, die Er ins Paradies schicken wird, der Anzahl nach mehr sein werden als diejenigen, die Er in die Hölle schicken wird. Zeigt denn nicht ebenfalls die Tatsache, dass die Hölle sieben Eingänge hat und das Paradies acht (d.h. acht Abteilungen), dass diejenigen, die ins Paradies eingehen werden, der Anzahl nach mehr sein werden als diejenigen, die in die Hölle geworfen werden?“⁷

Die Erwartungen des gläubigen Muslim an das Jenseits unterscheiden sich in ihrer Bildhaftigkeit nur wenig von den zeitgenössischen Vorstellungen frühmittelalterlicher Christen. Um in den Himmel zu gelangen, müssen die verstorbenen Mus-

⁵ Zit. nach: Takim, Abdullah, „Doch du, o Gott, bist der Barmherzigste der Barmherzigen.“ (Sure 21,83). Gottes Barmherzigkeit als kosmisches Prinzip und Ausdruck der Liebe zu den Geschöpfen, in: Zur Debatte 36 (2006), Nr. 6, 22.

⁶ Takim, Barmherzigkeit, 22.

⁷ Zit. nach: Takim, Barmherzigkeit, 22.

limes zunächst eine Befragung über ihren Glauben über sich ergehen lassen, dann den Tag des Gerichtes mit der Abwägung der in ein Buch eingetragenen guten und bösen Taten bestehen und schließlich über eine Brücke gehen, die scharf wie ein Schwert und dünn wie ein Haar ist. Der Himmel ist ein Paradies, einem Garten ähnlich, der von Wärtern bewacht wird. Der Himmel enthält Häuser oder Wohnungen und ist unvorstellbar groß. Das Paradies ist eine Überhöhung der menschlichen Vorstellungen von einem schönen, beschwerdefreien und sorgenlosen Leben. Sexualität und Jungfräulichkeit spielen im Paradies eine wichtige Rolle, aber auch geistige Freuden. Wer ins Paradies kommt – nach Aussagen des Koran sind es in der Mehrzahl Männer -, entscheidet allein Gott in seiner Allbarmherzigkeit. Jeder muss aber nach seinem Tod zunächst in die Hölle, bevor er von Gott in das Paradies erhoben werden kann. Die Höllenvorstellung des Islam ist die einer tiefen Feuergrube mit abgestuften Strafen, je nach dem irdischen Leben. Sure 4,56: „Diejenigen, die nicht an unsere Zeichen glauben, die werden wir im Feuer brennen lassen. Sooft ihre Haut verbrannt ist, geben wir ihnen eine andere Haut, damit sie die Strafe kosten. Wahrlich, Allah ist allmächtig, allweise.“

Doch wer fällt unter die Himmels- und Höllenbewohner? Gradmesser ist die Liebe. „Im Koran heißt es, dass Gott die Wohltätigen [...], die Reuevollen [...], diejenigen, die sich körperlich und geistig reinigen [...], die Gottesfürchtigen [...], die Geduldigen [...], die auf Gott Vertrauenden [...] und die gerecht Urteilenden [...] liebt. [...] Der Koran sagt aber auch, welche Menschen von Gott nicht geliebt werden. Diese sind die Angreifer [...], die Unheilstifter [...], die Undankbaren [...] und Sünder [...]. Außerdem werden die Unterdrücker und Ungerechten [...] von Gott nicht geliebt. Eingebildete Menschen [...], Menschen, die schimpfen und fluchen, Verschwender [...] und Hochmütige [...] werden ebenfalls von Gott nicht geliebt.“⁸

Neben den religiösen Pflichten, die im Islam in relativer Einfachheit und Regelmäßigkeit zu erfüllen sind, ist es also vor allem die Ethik, die sich in einem konkreten Lebensstil zeigt, welche über das zukünftige Schicksal der Muslime entscheidet. Die Gefahr, die mit solchen Qualifizierungen gegeben ist, kann allerdings nicht verleugnet werden: über andere zu urteilen und sie in Kategorien einzuteilen. Was sind die Kriterien, nach denen Menschen in Gute oder Schlechte / Böse eingeteilt werden?

Buchreligion

Wie das Judentum und das Christentum ist der Islam eine Buchreligion. Der Koran gilt als die geoffenbarte Wahrheit Gottes, die an Muhammad übergeben wurde. Natürlich gibt es daneben noch die Sunna, in der die Hadithe, die Überlieferungen der Sprüche des Propheten und seine Taten, zusammengefasst sind. Doch wie steht es mit der Auslegung der Sunna und des Koran? Was darf interpretiert werden, wie viele Zusammenhänge dürfen hergestellt werden? Wir kennen aus der Geschichte der christlichen Exegese diese Fragen. Sie wurden erst in den letzten fünfzig Jahren befriedigend gelöst.

⁸ Takim, Barmherzigkeit, 23.

Ich möchte ein Beispiel zitieren. In dem spannend zu lesenden Buch von Julia Gerlach über muslimische Jugendliche in Deutschland wird ein Dialog in einer Hamburger Koranschule wiedergegeben. Es geht um den Begriff „Kafir“.

„Abu Ahmed Jakobi, der Lehrer, begrüßt die jungen Männer mit freundlichem Kopfnicken. Stück für Stück, Sure für Sure und *Aya* für *Aya* nimmt er mit den Jungen den Koran durch. Heute geht es um einige Passagen in der Baqara-Sure. Ein Junge liest vor: »Die nicht geglaubt haben - es ist ihnen gleich, ob du sie warnst - sie werden nicht glauben.« Und: »Versiegelt hat Allah ihre Herzen und ihre Ohren, und über ihren Augen liegt eine Hülle, und ihnen wird schwere Strafe zuteil werden.«

Abu Ahmed dankt ihm und wendet sich an seine Schüler: »An dieser Stelle wird der Begriff *Kafir* verwendet. Seht ihr? Im arabischen Original steht für die Formulierung >die nicht geglaubt haben< *Kafir*«, sagt er, und die Jungen - die wenigsten von ihnen können fließend Arabisch - versuchen den arabischen Text ihres zweisprachigen Korans zu entziffern. »Ich möchte, dass wir uns heute den Begriff des *Kafir* genauer anschauen«, fährt Abu Ahmed fort. In der Regel werde *Kafir* wie hier mit Ungläubiger oder Nicht-Muslim übersetzt. Die Jugendlichen nicken. Ja, das haben sie schon gehört. In Chat-Foren und in der Clique wird der Begriff häufig verwendet. Manche benutzen ihn als Sammelbegriff für die Deutschen. Andere einfach als Schimpfwort. Es gibt *Hadi-the* des Propheten, die regeln den Umgang mit den *Kafirun* (Mehrzahl von *Kafir*) im Kriegsfall. Sie sind es, die dem Islam den Ruf einer kriegerischen Religion eingebracht haben, denn schön ist es nicht, was da steht. In der Regel wird zwischen *Kafirun* und *Abi al Kitab* - den Anhängern der Buchreligionen - unterschieden. Während die *Ahl al Kitab* als Gläubige an den gleichen Gott Respekt verdienen, sind die *Kafirun* Leute, die man bekämpfen soll. Abu Ahmed will eine noch genauere Differenzierung des Begriffs. *Kafirun* seien nicht die Ungläubigen, sondern jene, die ignorant sind und aktiv Andersdenkende unterdrücken. Diese solle man bekämpfen und nicht etwa alle Nicht-Muslime.

»Wenn wir aber an dieser Stelle *Kafir* mit Nicht-Muslim übersetzen«, gibt Abu Ahmed zu bedenken, »dann machen unsere Bemühungen um Dialog und Verständigung keinen Sinn mehr: Die *Kafirun* haben verschlossene Ohren und Augen, also hören sie uns nicht. Damit würde diese *Aya* auch im Widerspruch zu der Aufforderung zur *Dawa* (Werbung) stehen, und das kann nicht sein, denn der Koran ist logisch. Ich möchte mit euch deswegen schauen, was *Kafir* für eine Bedeutung haben kann. Schlagt einmal Sure 57, Vers 21 auf.« Es raschelt, die Jungen linsen hinüber zu ihren Sitznachbarn, um die Seitenzahl der genannten Sure zu spicken. In dieser Sure wird *Kafir* in der Bedeutung von »Bauer« oder »Landwirt« benutzt. Der Bauer verdeckt die Saat. An anderer Stelle nimmt der Begriff die Bedeutung von »entlegen, verborgen« an. »Man kann also nicht sagen, dass es eine eindeutige und immer anwendbare Übersetzung von *Kafir* gibt«, fasst Abu Ahmed zusammen, als sie weitere drei Bedeutungen des Begriffes nachgeschaut haben. »Deutlich ist, dass *Kafir* auf keinen Fall eine pauschale Bezeichnung für Andersgläubige sein kann. Ich denke, wir haben festgestellt: Der Begriff setzt eine aktive Handlung des Menschen voraus. Er muss die Wahrheit kennen und sich bewusst dafür entscheiden, sie zu leugnen, dann ist er ein *Kafir*.« Manche der Jungen schauen ihn zwei-

feind an. »Manche Journalisten - man soll ja nie alle in einen Topf stecken - sind als *Kafir* zu bezeichnen: Sie wissen, wie es wirklich ist, verdrehen aber die Tatsachen so, dass ein negatives Bild entsteht«, erklärt er und grinst dabei, halb entschuldigend und halb provozierend, seinen Gast an. Dann setzt er sich auf seinen Stuhl. Jetzt sollen die Jungen Fragen stellen und diskutieren, was sie von seinem Ansatz halten.

»Ich finde, das geht so nicht«, sagt Hani, »diese Spitzfindigkeit, mit der Sie an der Bedeutung der Begriffe herumdrehen. Im Islam bedeutet *Kafir* Ungläubiger, daran ist nichts zu deuten. Ich finde ja nicht, dass wir alle *Kafirun* gleich umbringen müssen, aber man kann doch nicht einfach die Begriffe verändern.« Abu Ahmed will etwas entgegnen, aber Kamal, der neben ihm sitzt und die Rednerliste führt, hält ihn zurück: »Abu Ahmed, du bist nicht dran«, sagt er und erteilt Fawzi das Wort.

»Es hat ja auch keiner davon geredet, dass wir die *Kafirun* umbringen wollen, und was ist denn überhaupt der Islam, von dem du sprichst?«, entgegnet dieser Hani. »Eigentlich wollte ich aber etwas anderes sagen: Wenn wir davon ausgehen, dass mit *Kafirun* alle Nicht-Muslime bezeichnet werden, dann würde das ja bedeuten, dass alle Afrikaner, die in entlegenen Gebieten leben, wo sie noch nie etwas von Mohammed oder einem anderen Propheten gehört haben, *Kafirun* sind und am Jüngsten Tag in die Hölle kommen. Das kann der Prophet - Friede sei mit ihm - nicht so gemeint haben.«

Der nächste Redner wirkt schüchtern. Er hat sich weit in seine Daunenjacke zurückgezogen und trägt den Schirm seiner Armeemütze tief über dem Gesicht. »Abu Ahmed, ich habe Hochachtung vor Ihrem Wissen und sicherlich haben Sie die Religion gut studiert, aber ich muss etwas sagen: Wir Jugendlichen kommen hierher, weil wir eine Orientierung wollen. Das, was Sie uns erzählen, verunsichert uns. Der Islam ist eine einfache Religion und die Definitionen, die Sie geben, diese Wortspielereien sind kompliziert und passen nicht zu unserem Islam«, erklärt er.

»Ich möchte, dass ihr nachdenkt«, erwidert Abu Ahmed. »Der Islam ist eine Religion, die das Herz anspricht und den Verstand. Nachdenken ist erlaubt und das Nachbeten von Ansichten ist meiner Meinung nach nicht sehr islamisch.«

Seine Augen funkeln. Abu Ahmed ist in seinem Element. Er ist jetzt aufgestanden. Mit elastischen Schritten geht er zur Tafel an der hinteren Wand des Raumes und teilt sie mit einem schnellen Strich in zwei Hälften. Über die eine schreibt er Muslime und über die andere *Kafirun*. »So kann man auch die Welt einteilen. Viele Muslime tun das auch. Das ist ein sehr einfaches, bequemes Weltbild«, sagt er. »Wenn wir die Welt so einteilen, dann können wir uns wieder hinlegen, denn dann brauchen wir uns nicht darum zu bemühen, den Nicht-Muslimen von unserer Religion zu erzählen«, ruft Fawzi dazwischen. »Genau, und das ist der Punkt«, fährt Abu Ahmed fort. »Gott kann es nicht so gemeint haben, denn dann würde er sich widersprechen, und das tut Gott nicht. Außerdem ist diese Einteilung der Welt in unserer Zeit und hier in Deutschland nicht praktikabel: Wir können nicht alle unsere Nachbarn als *Kafirun* ansehen, mit denen wir keinen Kontakt brauchen und die sowieso in die Hölle kommen. Es ist wichtig, dass wir uns von dieser simplen Einteilung der Welt klar und deutlich distanzieren, denn diese ist es, die den Muslimen

von Kritikern vorgehalten wird. Islamkritiker sagen: Schaut, die Muslime haben ein Schwarz-Weiß-Denken, mit denen kann man nicht zusammenleben.«

Er kenne auch Muslime, die er als *Kafir* bezeichnen würde. Als Beispiel erzählt er von Geschäftsleuten vom Golf, die er einmal an eine Hamburger Firma vermittelt habe. Sie hätten ihm zum Dank für seine Bemühungen ein Buch über das Leben des Propheten geschenkt und am Ende die deutsche Firma betrogen. »*Kafirun* sind diejenigen, die es besser wissen, aber mutwillig das Falsche tun. Mit ihrer Religion hat dies wenig zu tun«, fasst Abu Ahmed zusammen. Hani schüttelt widerwillig den Kopf und packt dann seine Sachen zusammen. Abu Ahmed wünscht allen eine schöne Woche und lädt sie für die nächste Stunde ein.⁹

Dschihad

Was in diesem Dialog zum Ausdruck kommt, ist der Dschihad. Das Wort kommt im Koran viermal vor und bezeichnet im Normalfall eine kriegerische Handlung. Im Sinne der Einteilung der Welt in das „Haus des Islam“ und das „Haus des Krieges“ bezeichnet der Dschihad den Kampf, auch den militärischen Einsatz, für die Religion des Propheten. Vom Wortsinn her meint Dschihad aber Anstrengung auf dem Weg Gottes. Muslimische Theologen des 9. bis 11. Jahrhunderts, die davon ausgehen konnten, dass der Islam einen großen Teil der mittelmeerischen und zentralasiatischen Welt erobert hatte, und deshalb den bewaffneten Kampf eingrenzen mussten, legten andere Deutungen vor. Nach Al-Ghazzali (1058-1111) ist der Dschihad der Kampf gegen die Niederungen des Selbst, gegen das Böse in der Seele, gegen die eigenen Schwächen und Fehler. Dschihad kann somit vieles bedeuten: Neben dem „Heiligen Krieg“ kann er auch den Kampf gegen die Unwissenheit, etwa den Analphabetismus, meinen, aber auch die Missionstätigkeit und in der Mystik das Ringen um die Gotteserkenntnis.

Der Islam als kulturelle Herausforderung

Die kurzen Bemerkungen zum Dschihad zeigen, dass der Islam die unterscheidende Trennung zwischen Religion und Staat, wie sie im Christentum vor der Konstantinischen Wende und nach der Säkularisation gängige Praxis war und ist, nicht kennt. Das macht den Islam zu einer politischen Herausforderung für unsere westlichen Staaten und zu einer kulturellen Herausforderung für unsere pluralistische, säkularisierte Gesellschaft.

Die Zahlen sprechen für sich. Nach Angaben des CIA lebten im Juli 2007 insgesamt 6,6 Milliarden Menschen auf der Welt. Davon sind 33,03 % Christen, also 2,18 Milliarden (unter ihnen 17,33 % Katholiken, also 1,14 Milliarden) und 20,12 % Muslime, also 1,3 Milliarden. In der medialen Berichterstattung erleben wir den Islam vor allem als Bedrohung. Berichtet wird über den fundamentalistischen Islam,

⁹ Gerlach, Julia, Zwischen Pop und Dschihad. Muslimische Jugendliche in Deutschland (Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung 593), Bonn 2006, 196-199.

der letztlich auch einen Versuch der Emanzipierung gegenüber den westlichen Kulturen darstellt.

Noch einmal „Nostra Aetate“:

„Da aber im Ablauf der Jahrhunderte zwischen Christen und Muslimen nicht wenige Meinungsverschiedenheiten und Feindschaften entstanden sind, ermahnt die Hochheilige Synode alle, dass sie sich, indem sie das Vergangene vergessen, aufrichtig um gegenseitiges Verständnis mühen und gemeinsam für alle Menschen soziale Gerechtigkeit, sittliche Güter sowie Frieden und Freiheit schützen und fördern.“ (NA 3,2)

Dieser Satz wurde auf dem Hintergrund eines sich anbahnenden Dialogs zwischen Christentum und Islam formuliert und gibt den Optimismus der 1960er Jahre wieder. Inzwischen ist viel passiert: Nach wie vor existiert der Dauerkonflikt zwischen Israel, den arabischen Ländern und den Palästinensern, der wegen des allseitigen Besitzanspruchs auf Jerusalem (al-Quds, die Heilige) auch ein religiöser Konflikt ist. Durch die reichen Ölvorkommen in vielen arabischen Ländern ist das Selbstbewusstsein der Ursprungsländer des Islam gewachsen; die größten Bauprojekte der Welt entstehen zur Zeit auf der arabischen Halbinsel. Seit der schiitischen Revolution im Iran haben der politische Islamismus und der islamischen Fundamentalismus Auftrieb bekommen. Aber auch in laizistisch strukturierten Ländern wie der Türkei steht eine Re-Islamisierung bevor.

Dabei ist die Binnendifferenzierung des Islam durchaus beachtlich. Zwar gehören 90 % der Muslime den Sunniten an, doch sowohl unter ihnen als auch unter den Schiiten und anderen kleineren Richtungen hängt die Interpretation des Islam von den jeweiligen Rechtsschulen und den geographischen Verhältnissen ab. Der Islam versteht sich sowohl als Kontrastgesellschaft – das ist ein selbstbewusster Islam, wie er sich gerade auch im Lebensstil als Protest gegen die „Dekadenz“ des Westens äußert – als auch als Religion, die ihren Weg innerhalb der verschiedenen Kulturen (arabisch, asiatisch, afrikanisch und westlich-europäisch) finden will und muss. In den 1990er Jahren haben die Auseinandersetzungen auf dem Balkan für alle Seiten Traumata hinterlassen. Mittlerweile gibt es ernsthafte Bemühungen zum Dialog. Ein europäisch geprägter Islam ist das Ziel. Auf einer Tagung, die ich im Frühjahr dieses Jahres in Berlin organisierte, sprach dazu der Großmufti von Slowenien, Scheich Nedžad Grabus:

„Es ist klar, dass in Europa heute, wie in der Welt als ganzer, viele Menschen sich bemühen, eine Lehre aus den Verbrechen und den Schrecken, die auf dem Balkan begangen wurden, zu ziehen. Eine andere bedeutsame Lehre, die wir gelernt haben, bezieht sich auf die europäische Demokratie. Lassen Sie mich offen sagen, dass ich nicht unter jenen bin, die meinen, dass Demokratie und Islam sich wechselseitig ausschließen. Muslim können viel tun, um sicher zu stellen, dass Demokratie den Islam einbeziehen kann. Sie haben lediglich eine Anstrengung¹⁰ zu unternehmen.

¹⁰ Dahinter verbirgt sich das vieldeutige Wort „Dschihad“, das nicht nur „heiliger Krieg“ bedeutet, sondern auch „religiöse Anstrengung“.

Darüber hinaus gilt, dass Demokratie und Pluralismus große europäische Werte sind. Das Faktum, dass wir heute in Berlin die Möglichkeit einer Kooperation zwischen Christen und Muslim in Europa diskutieren, ist selbst eine demokratische Tatsache. Das Problem mit der europäischen Demokratie und dem Pluralismus ist es aber, dass sie noch nicht Werte für die europäischen Muslim selbst sind.

Das heißt, europäische Muslim sollten beides werden, Objekte und Subjekte der Demokratie, nicht als Flüchtlinge und Gastarbeiter, sondern als Bürger. Ich glaube, dass hier Versäumnisse auf der Seite Europas zu finden sind. Professor Enes Karic glaubt, dass heute die europäischen Muslim - nicht nur auf Grund ihrer eigenen Fehler - nicht Subjekte, sondern Objekte der Demokratie sind. Europäische Muslime erfahren in ihrer großen Mehrheit die europäische Demokratie nicht als Demokratie, sondern als europäisches Wohlwollen. Europäische Muslim sind weder eine Diaspora, noch Ausländer auf diesem Kontinent, denn der Islam ist kein Fremder auf diesem Kontinent. Der Islam bildet einen Teil der Grundsteine von Europa, genauso wie die Bibel und das alte Griechenland.

Man kann sagen, dass der Islam im Namen Europas selbst vorkommt, denn dieses Wort „Europa“ stammt von dem asiatisch-semitischen Wort „Ereb“. Der Islam hat durch Jahrhunderte hin Worte der Universalität in diesem Kontinent verkündet.

Eine der wichtigen Hoffnungen der heutigen europäischen Muslim ist es, eine universale, alle einbeziehende Gemeinschaft zu bilden. Muslim sind nicht als solche auf der europäischen Ebene präsent. Man weiß ja in der Tat, dass die europäischen Muslim heute untereinander getrennt sind und das ist lediglich ein Reflex dessen, was sich in der islamischen Welt als ganzer abzeichnet.

Ich bin sicher, dass auch Sie diese Spannung wahrnehmen, die zwischen dem universalen und dem lokalen Moment bei den europäischen Muslim existiert. Wo immer es Zusammenstöße und fruchtlose Debatten in europäischen Muslimgemeinden gibt, darüber z. B., ob man einen Bart tragen soll oder welche Art von Kopfbedeckung angemessen sei, handelt es sich um Zusammenstöße zwischen den universalen und den lokalen Aspekten.

Die Universalisierung des islamischen Lebens und Denkens in Europa ist eine von unseren bedeutendsten Hoffnungen. Es besteht kein Grund, diese Universalisierung zu fürchten.

Universales islamisches Leben übersteigt und überbrückt die lokalen Formen zwischen Arabern und Persern, zwischen Bosniern und Malaysiern, zwischen europäischen Konvertiten zum Islam und den Berbern. Universaler Islam ist für uns alle, und lokale islamische Gebräuche sollte man dem Heim, der Familie und der nationalen kulturellen Gesellschaft überlassen.“¹¹

Hoffen wir, dass solche Denkweisen sich durchzusetzen beginnen. Es sind notwendige Schritte im Blick auf einen kulturellen Dialog zwischen Christentum und Islam.

¹¹ Hünemann, Peter / Schmiedl, Joachim (Hrsg.), Der Weg Europas und die öffentliche Aufgabe der Theologien (Theologie Ost-West. Europäische Perspektiven 8), Münster 2007, 145-146.

Die Theologie der beiden Religionen im Vergleich

Am Ende möchte ich in einigen Strichen einen Vergleich ziehen zwischen den theologischen Grundlehren von Islam und Christentum.

Muhammad – Jesus

Von islamischer Seite wird in der letzten Zeit des Öfteren die Frage gestellt, warum das Christentum nicht Muhammad als Prophet anerkenne, wo doch der Islam keine Schwierigkeiten habe, Jesus als Propheten anzusehen. Das Problem liegt darin, dass Muhammad und die Lehre des Koran als letztgültige und universale Norm angesehen werden. Alle anderen Offenbarungen seien nur für ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Zeit gültig. „Der Koran sei Wort für Wort die unverfälschte Botschaft, die Muhammad Stück für Stück, über einen Zeitraum von 21 bis 22 Jahren, durch Vermittlung des Engels Gabriel von Gott erhalten und bis auf den Buchstaben getreu verkündet habe.“¹² In Jesus Christus, so dagegen der christliche Glaube, ist Gottes Wort Fleisch geworden. „Nach muslimischem Glauben ist Gottes Wort im Koran sozusagen Buch geworden.“¹³

Transzendenz und Immanenz Gottes

Unsere Religionen verbindet der Glaube an die Größe Gottes. „Das Evangelium legt uns nahe, das Bekenntnis Allahu Akbar (Deus semper maior – Gott ist je größer!) weiter und tiefer zu verstehen. Das Bemühen um solch tieferes Verständnis der wahren Bedeutung der Größe Gottes erscheint wesentlich und anregend für das geistliche Gespräch zwischen Christen und Muslimen. Es geht um den Kern unseres jeweiligen Glaubens an Gott!“¹⁴ Doch ist der christliche Gott nicht nur der transzendente. Er ist eine Bindung an die Menschen eingegangen.

Sicher finden wir auch im Koran ähnliche Wahrheiten. „Wir sind ihm näher als die Halsschlagader“ (Sure 50,16). Doch Christian Troll fügt gleich bei: „Solche Nähe wird im Koran zusammengedacht mit Ferne und Unnahbarkeit, denen gehorsame Unterwerfung und Willfährigkeit des Geschöpfes entsprechen.“¹⁵ Christliche Transzendenz Gottes ist wesentlich Ausdruck der Liebe Gottes und der menschlichen Gegenliebe.

¹² Troll, Christian W., Muhammad – Prophet auch für Christen?, in: Stimmen der Zeit 225 (2007), Nr. 5, 292.

¹³ Troll, Muhammad, 293.

¹⁴ Troll, Muhammad, 301.

¹⁵ Troll, Muhammad, 301.

Ein leidender Gott?

Ein letzter Unterschied. „Während der Koran Erlösung als der göttlichen Souveränität ungemäß ablehnt, lebt das Evangelium von der freien Gabe Gottes in Jesus Christus.“¹⁶ In Jesus Christus gibt sich Gott in freier Hingabe und aus Liebe der Menschheit hin. „Im Gottesbild des Korans bzw. Muhammads ist kein Platz für einen leidenden Gott. Hier wird das Leiden als von außen auferlegt, Gott begrenzend und entwürdigend gesehen. Deshalb muß Gott leidensfrei und unfähig zu jeglichem Leid gedacht werden.“¹⁷

Hier liegt sicher der größte Unterschied zwischen Islam und Christentum. Zwei monotheistische Religionen, die sich beide im Lauf der Jahrhunderte in ungeheurer prägender Weise in das kulturelle und gesellschaftliche Gesicht des Planeten Erde eingeschrieben haben. So wie die Muslime viel Wertvolles aus der Bibel übernommen haben, können auch wir Christen viel von spirituellen Dimension des Koran profitieren. Aber es bleibt ein fundamentaler Unterschied: Das Christentum ist mehr als eine Religion des Buches. Es ist eine Religion der Liebe und Erlösung. Gott eint – Jesus Christus trennt¹⁸. Damit lassen sich viele Unterschiede, auch und gerade kultureller Art, erklären.

¹⁶ Troll, Muhammad, 302.

¹⁷ Troll, Muhammad, 302-303.

¹⁸ Vgl. Augustin, George, Gott eint – trennt Christus? Die Einmaligkeit und Universalität Jesu Christi als Grundlage einer christlichen Theologie der Religionen, ausgehend vom Ansatz Wolfhart Pannenberg (Konfessionskundliche und kontroverstheologische Studien 57), Paderborn 1993.

BERNHARD BRANTZEN

„DIE HUNGERNDEN BESCHENKT ER MIT SEINEN GABEN“
(LK 1,53) – SCHÖNSTÄTTISCH-DIAKONISCHE SPIRITUALITÄT ALS
CHANCE FÜR DIE MENSCHEN UND DIE KIRCHE VON HEUTE

Der Autor: Bernhard Brantzen, geb. 1955, verheiratet, drei erwachsene Söhne, Diakon, Diplom-Sozialarbeiter, Caritasdirektor des Caritasverbandes Gießen, Diözese Mainz.

Mit seinem ersten Lehrschreiben Schreiben „Deus caritas est“ hat Papst Benedikt XVI. 2004 für seine Amtszeit von Beginn an Akzentuierungen seines Pontifikats und damit der Kirche von Morgen gesetzt. Eine Vision – die Vision, wie er sagt, die durch die Verschmelzung der Liebe Gottes und der Liebe zum Nächsten die Steppe, die Welt blühen lässt. Die Schönstätter Diakonen-Gemeinschaft (SDG) hat sich diese Vision seit vielen Jahren zum offiziellen Auftrag für ihren Dienst in der Kirche genommen. Über viele Jahre hat sie als kleine Liga Gemeinschaft im Internationalen Schönstattwerk ihr von einer schönstättisch-diakonischen Spiritualität geprägtes Leitbild erarbeitet, das auch Hinweise geben kann für das zukünftige geistliche Leben des gesamten Schönstattwerkes.

Pater Kantenich – Ausgangspunkt einer schönstättisch-diakonischen Spiritualität

Pater Kantenichs pragmatischer psychologischer pastoraler Ansatz hatte für ihn eine wesentliche Konsequenz: Wenn jeder Mensch von Gott einzigartig geschaffen ist und von ihm bedingungslos geliebt ist, dann ist es Aufgabe des Christen auf alle Menschen zuzugehen, zu schauen, was Gott Gutes in ihn gelegt hat und ihm zu helfen, dies leben zu können.

Dies strich er in besonderer Weise in den Vorträgen der so genannten Industriepädagogischen Tagung 1930 heraus, deren Teilnehmerinnen und Teilnehmer Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer von Kindern, Jugendlichen und Familien aus dem damaligen Arbeitermilieu waren. Wenn er von den Arbeitern spricht, meint er damit gleichzeitig die Armen in der Gesellschaft, die am Rande stehen, denen keiner mehr Beachtung schenkt. Die folgenden Zitate aus diesen Vorträgen, die hier eher in einer etwas losen Reihenfolge – nicht aber aus ihrem Sinn gebenden Zusammenhang genommenen – zusammengefügt sind, stammen nicht etwa von Karl Marx, Vinzenz von Paul, Bischof Ketteler, einem christlichen Politiker, einem Befreiungstheologen, sondern von einem Priester, dem Begründer einer Bewegung in der katholischen Kirche, dem die aufeinander angewiesenen

Prinzipien von Freiheit und Bindung ein Kernanliegen waren. Es lohnt sich diese Worte einfach wirken zu lassen:

- „Der Lohnarbeiter ist ein Mensch, der – getrennt vom Eigentum an Produktionsmittel - dem Eigentümer von Produktionsmittel lediglich seine Arbeitskraft anbieten kann und muss, damit er sich und sein Familie ernähren kann.“¹

- „Die Soziale Frage ist die Summe der Schwierigkeiten, die durch die Verschiebung der Verhältnisse in sozialen Verbänden [z. B. Gesellschaft, BB] entstehen können.“²

- „Der moderne Mensch ist heimatlos, arbeitslos, hoffnungslos, arm geworden.“³

- Wir Katholiken kommen aus anderen Kreisen. Wir sehen, „wie der katholische Mensch kraft seiner konservativen Einstellungen, wenn er sie nicht recht gebrauchen kann, mit der Zeit die Zeit nicht mehr verstehen lernt. Deshalb muss jeder, der von Hause aus sehr konservativ ist, den Blick schärfen für die Wirklichkeit des Lebens, sich orientieren an den Verhältnissen. Es ist immer dieselbe Lösung: metaphysische, klare, letzte Prinzipien haben. Wir müssen aber auch die Zeit sehen, die Schwierigkeiten des Lebens, die im öffentlichen Arbeiterleben vor sich gehen.“⁴

- „Was werden wir antworten? Werden wir es machen wie seinerzeit der Priester, der Levit im Evangelium (Luk. 10,31 f)? Wir sehen die Arbeiter und gehen daran vorüber. Was werden wir tun? Wollen wir von oben herab auf die Arbeiter unten herunterdonnern und sie nieder schimpfen? So können wir sie nicht zu uns holen, nicht empor führen. So können wir sie nicht erlösen. Es bleibt da nur eines übrig, wir müssen uns tief hinabneigen zu den Arbeitermassen. Wir müssen uns tief hinabneigen und heraushören, was in diesem Erlösungsschrei Gesundes steckt und diesen Erlösungsschrei dann beantworten.“⁵

- „Denn unsere Erziehung ist die ursprüngliche, christliche, katholische ... Liegt nicht die Weltrevolution so ganz im Blute der christlichen Erziehungsweisheit? Hören Sie bitte einmal, was der Heiland den Seinigen ins Stammbuch geschrieben hat, was dort als Erziehungsziel und Erziehungsweg angegeben worden ist: Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie. ... Oder denken Sie einmal an das große Reich-Gottes-Programm, wie es dargestellt ist in den acht Seligkeiten (vgl. Mt. 5,2-11) Wie klingt das? Ist das nicht eine Absage an die Gemächlichkeit? Verlangen sie nicht eine tiefgreifendere Persönlichkeits- und Weltrevolution. ... Unsere christliche Erziehung hätte also an sich diese Weltrevolution im Sinne Gottes schon lange entscheiden müssen. Wo liegen die Verhältnisse tatsächlich? Leider Gottes sieht der Katholizismus, sieht das Christentum aus, als hätte es Angst vor der Berührung mit der Welt, als wollte es im Hintergrund in Gemächlichkeit und

¹ Josef Kentenich, Zur sozialen Frage – Industriepädagogische Tagung, Vallendar-Schönstatt 1990, 170.

² Ebd., 175.

³ Ebd., 229 ff.

⁴ Ebd., 229 ff.

⁵ Ebd., 242.

Ruhe ein stilles Dasein führen, sich nicht einmischen in die großen Kämpfe der heutigen Zeit, in die Kämpfe der Welt“.⁶

Hintergrund dieser Industripädagogischen Tagung war der Umbruch der damaligen Zeit: 12 Jahre zuvor war die Oktoberrevolution, die den Sozialismus und Kommunismus als Welt gestaltende Lösung insbesondere für die sozial Schwachen und Ausgegrenzten der Gesellschaft anbot. Die Weimarer Republik mit ihren Demokratisierungsversuchen ging langsam dem Ende zu, der Nationalsozialismus war dabei mit seinem radikalen Werte- und Normenangebot und dem damit verbundenen zerstörerischen Menschenbild Oberhand zu gewinnen. Arbeitslosigkeit, Armut, Hoffnungslosigkeit, Perspektivlosigkeit trieb die Menschen in Deutschland und Europa um. Und genau in dieser Schnittstelle, dieser Zeitenwende analysiert Pater Kentenich die Zeit und gesellschaftliche Situation und setzt der Revolution des Sozialismus und Kommunismus – und im Hinterkopf der Revolution des Nationalsozialismus – die Weltrevolution des Christentums als Vision wirklicher Freiheit und Gerechtigkeit des Menschen entgegen. Und es ist gleichzeitig eine Auseinandersetzung mit der kapitalistischen Weltordnung. Unverhohlen macht er deutlich, dass gerade der Katholizismus hier eine besondere Herausforderung spüren müsse, aber eher Zurückhaltung zeige, sich in die Lebenswirklichkeit der Menschen hinein-zubegeben – auch in dem Bewusstsein, dass die Lebenswirklichkeit des überwiegend bürgerlichen Standes der Katholiken mit der Lebenssituation der sozial Schwachen nicht zu tun habe. Pater Kentenich tut dies sicherlich auch im Verweis auf das Engagement der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert während des gesellschaftlichen und sozialen Umbruchs nach der Industriellen Revolution und auf die seitdem erschienenen päpstlichen Verlautbarungen, die wir heute als Katholische Soziallehre zusammenfassen.

⁶ Ebd., 330 f.Ebd., 242.

Heute – eine andere und doch nicht andere Zeit – die Herausforderungen bleiben⁷

76 Jahre später scheinen die Worte Pater Kantenichs zu gelten wie damals. Heute, nach dem Zweiten Weltkrieg, der Teilung Deutschlands mit den unterschiedlichen Entwicklungen in Ost- und West-Deutschland, Wirtschaftswunder, Sozialreformen, den 1968-Jahren und den daraus sich entwickelnden Freiheitsbewegungen, den Umweltbewegungen, der Vereinigung Deutschlands, der globalen Öffnung nach Europa und in die Welt haben wir sicherlich eine andere Zeit. Die sozialen Fragen und damit die Fragen nach dem Menschen, nach seinen Orientierungsmöglichkeiten sind geblieben – in Deutschland, europaweit, weltweit.

Wir leben wirtschaftlich in Deutschland und Europa auf einem hohen Niveau. Und dennoch bleibt in Deutschland mit einer Einwohnerzahl von 80 Mio. Menschen Fakt:

- Seit Juni 2006 ist bekannt, dass 2,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in Deutschland in Familien aufwachsen, die mit weniger als der Hälfte des Durchschnittseinkommens auskommen müssen. Damit hat sich die Zahl seit 2003 verdoppelt.
- 7,4 Mio. Menschen erhalten 2006 staatliche Leistungen, weil sie an oder unter der Armutsgrenze leben. Weitere 2,7 Mio. Menschen nehmen ihnen zustehende Leistungen nicht in Anspruch, weil sie sich dessen schämen und nicht in der Öffentlichkeit als Hilfeempfänger dastehen wollen. Jeder achte Einwohner, insgesamt also 10,1 Mio. Menschen, lebt in Deutschland an oder unter der Armutsgrenze.
- Auch das gibt es in Deutschland: Tausende von Kindern und Jugendlichen leben auf der Straße – ohne Familie, Wohnung – und leben von Betteln, Prostitution, Raub u. a.
- Die Arbeitslosigkeit ist zwar statistisch gesehen gesunken, aber auf ca. 8 Prozent (3,75 Mio. Menschen). Doch wissen wir, dass trotz der Schaffung neuer Arbeitsplätze weit mehr Menschen nur Geringverdiener, Menschen in Gelegenheitsarbeiten, in anderen Qualifizierungsmaßnahmen nach Hartz IV sind und die Zahl damit wesentlich höher liegt.

⁷ Quellen: UNICEF Studie zur Armut in Deutschland (veröffentlicht am 01.03.2005): <http://www.unicef.de/kinderarmut.html>; Schere zwischen Arm und Reich wird größer – www.tagesschau.de vom 03.03.2005; Kinderarmut in reichem Deutschland – Das Berliner Projekt Arche – Sendung: Mona Lisa 02.10.2005 <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/26/0,1872,2380826,00.html>; Kilian Kirchgäßner: „Nie haben wir so einen Ansturm erlebt“ – Gründungsboom bei Tafeln, in: *epd social* 19/2005, http://www.epd.de/sozial/sozial_index_34923.html; Bundesamt für Arbeit: Arbeitslosenstatistik zum 31.07.2006; Presseveröffentlichung des Kinderschutzbundes und der UNICEF vom 27.08.2006, <http://www.businesspress24.com/pressinfo21521.html>; Millionen Geringverdiener verzichten auf Hilfe – Studie der Hans-Böckler-Stiftung – *Frankfurter Rundschau* Nr. 243, 19.10.2006.Ebd., 330 f.

- Und dann noch eine - ja ganz andere Realität. Das Privatvermögen ist wie folgt verteilt: Die unteren 50 Prozent der Haushalte besitzen weniger als 4 Prozent des Nettovermögens in Deutschland, 10 Prozent besitzen 47 Prozent des Nettovermögens – steigende Tendenz (1998-2003 Anstieg um 2 Prozent).
- Zwei Drittel der Menschen in den Bundesländern des Ostens sind nicht mehr getauft, im Westen sind es inzwischen rund 1/3. Beides mit wachsender Tendenz.
- Wenn wir heute von den Mitgliedern einer Pfarrgemeinde reden, dann sprechen wir von maximal 20 Prozent, die noch in irgendeiner Weise Kontakt zum Gemeindeleben halten. Die anderen sind uns fremd – aber gerade unter diesen sind die Armen, die wir in unseren Gemeinden nicht kennen. Und dies sind nur die Katholiken, die arm und sozial belastet sind, die anderen auf dem Gebiet der Pfarrgemeinde Lebenden sind noch gar nicht im Blick.

Lebenswirklichkeiten konkret

Was bedeuten die aufgezeigten Fakten konkret für die Menschen in unserem Land? Die Sozialverbände, so der Caritasverband, machen die Erfahrung:

- Die Zahl der Familien steigt, die sich nicht mehr ausreichend ernähren können.
- Immer mehr Kinder aus armen und an die Armutsgrenze rutschenden Familien können sich selbst „kleine Extras“, die für andere einfach am Rande mitlaufen, nicht mehr leisten. Wenn dann ein Kind nicht einmal mehr zum Schulausflug kommen kann, beginnt die endgültige Ausgrenzung.
- Keine Seltenheit mehr ist in Familien die Entscheidung: Essen oder neue Brille oder Besuch beim Arzt
- Die Anzahl der früher als sonst psychisch erkrankenden Kinder steigt aufgrund dieser Situation.
- Menschen, die langzeitarbeitslos sind, resignieren, wenn sie erfahren: Ich habe alles erprobt, aber man braucht mich nicht mehr.
- Menschen suchen in den vergangenen Jahren nach Werte- und Normenorientierung.
- Gerade die Schwächsten in unserer Gesellschaft haben besonders zu leiden: Die Flüchtlinge, die Missachteten und Übersehenen, die Kranken, behinderten und alten Menschen.

Es gilt die Feststellung Pater Kentenichs damals wie heute: „Der moderne Mensch ist heimatlos, arbeitslos, hoffnungslos, arm geworden“.

Marianisch schönstättische Spiritualität als Antwortchance – Ansatz der Arbeit der Schönstätter Diakonengemeinschaft

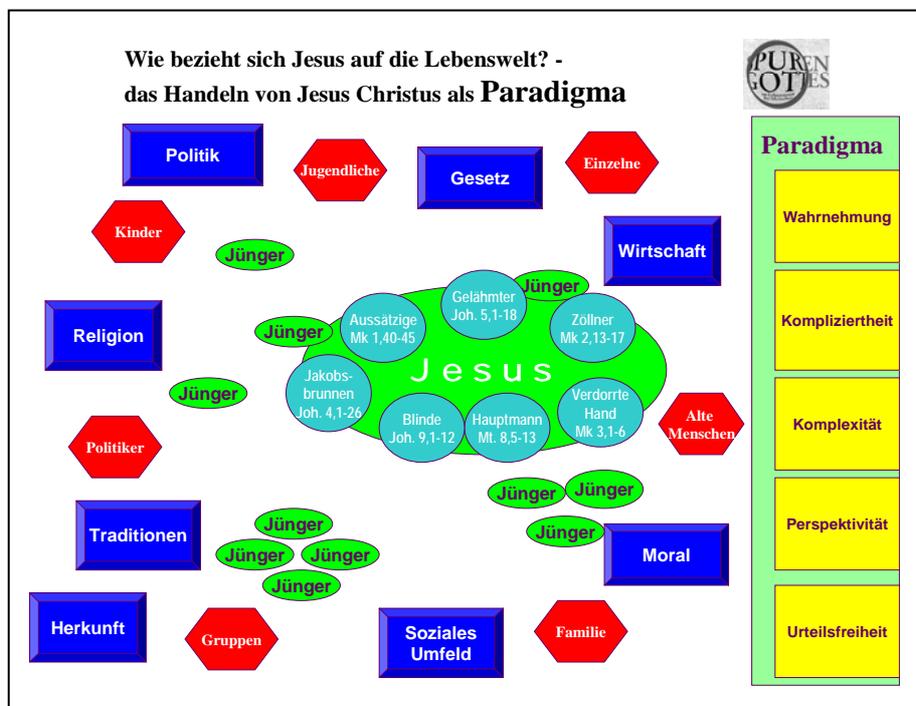
Pater Kentenich belässt es natürlich in seinem Vortrag nicht bei einer differenzierten gesellschaftlichen und kirchlichen Analyse, sondern zeigt Führungsgrundsätze und Grundhaltungen als Lösungsansätze auf: Sich in die Lebenswirklichkeit der Menschen hineinbegeben, das Evangelium bringen durch die Nähe zu den Menschen, die Verbindung zwischen Gott und Mensch durch die Weitergabe der Liebe Gottes in der Nächstenliebe herstellen. Also sich auf die Menschen ganz einzulassen, sich zu ihnen hinab zu beugen, sie in ihrer Würde zu nehmen wie sie sind, aber als eigenen Leitfaden „metaphysische, klare, letzte Prinzipien“ zu haben. Es ist das Prinzip des Thomas von Aquin, das Pater Kentenich aufgreift: „Die Gnade baut auf der Natur auf“. Und das Wissen: Gottes Spuren sind überall, bevor ich da bin, ist Gott schon lange vor mir da. Ich habe nicht zu richten, sondern anzunehmen und zu lieben. Und schließlich als Schlüssel für einen irgendwann möglichen Bund des einzelnen Menschen mit Gott, mit der Gottesmutter die unwiderrufliche Zusage Gottes an den Menschen: „Du bist geliebt vor aller Leistung und trotz, ja wegen deiner Schuld, deinen Unzulänglichkeiten.“ (Klaus Kliesch). Es ist – um es einmal mit der schönstättischen Terminologie zu sagen – der behutsame Weg des Liebesbündnisses zur Seite und des Liebesbündnisses mit Gott und der Gottesmutter – in der sozialen Lebens- und Leidensgeschichte der Menschen. Das Instrumentarium hierfür immer wieder neu zu entwickeln ist nach Pater Kentenich Aufgabe und Herausforderung der Katholischen Kirche, und damit der Schönstattbewegung.

Marianisch-schönstättische Spiritualität orientiert sich am Heilshandeln Jesu

Ein Blick auf die Lebensweise Jesu und seine Art, den Menschen die Liebe Gottes nahe zu bringen und sichtbar zu machen, kann uns hier ebenfalls weiterführen. Sie vollzieht sich nicht im Verborgenen, auf einer vom Leben abgesonderten Insel, auf der ausschließlich die Erfahrung des Heils, die Erfahrung bedingungslos angenommen und geliebt zu sein, möglich ist. Die Verkündigung der liebenden Nähe Gottes, das Hineingekommensein in das wachsende Reich Gottes geschieht nicht hinter verschlossenen Türen, sondern mitten unter Menschen, unter den kritischen Blicken der Öffentlichkeit. Jesus begegnet den Menschen und sie ihm überraschend, unmittelbar an dem Platz, wo sie gerade leben, arbeiten, leiden und sich freuen, hoffnungsvoll und verzweifelt sind. Er begegnet allen Menschen in allen Zusammenhängen vorbehaltlos, ohne zuvor irgendwelche Leistungen zu fordern oder als Voraussetzung für eine Begegnung das Eingestehen und Reinigen von Schuld einzugestehen. Er begegnet Juden genauso wie Heiden, Politikern genauso wie religiösen Vertretern, Freunden und Verwandten genauso wie Fernstehenden – und immer mitten im Lebensraum. Mehr noch, er beruft sie mitten aus diesen Lebenszusammenhängen. Das Netzwerk Jesu, in dem er zum einen lebt, das er zum an-

deren aber auch aktiv mitgestaltet und durch seine Botschaft beeinflusst, mag dies etwas verdeutlichen (siehe Grafik nächste Seite).

Mitten in der Lebenswirklichkeit der Menschen sagt also die Botschaft Jesu: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (Mt 19,19). Nach dem Neuen Testament sind bei Jesus Verkündigung der frohen Botschaft und Handeln eine Einheit. Jesus redete nicht nur davon, dass Gott die Freiheit und das Heil aller Menschen will. Er machte auch die Menschen, die sich auf diese Botschaft einließen, körperlich, psychisch und seelisch heil. Viele Wundergeschichten der Evangelien erzählen davon. Im Mittelpunkt stehen jeweils Menschen, die voller Sorgen und Nöte waren, weil sie ohne Besitz, auf Irrwegen festgefahren, durch Krankheiten und Gebrechen behindert, von den Rechtgläubigen verachtet, von der Gemeinschaft ausgestoßen waren.



Viele Beispiele werden benannt, in denen Jesus Arme, Kranke, Krüppel, Aussätzige, sogar Tote, Besessene, Frauen, Prostituierte, Sünder, Zöllner, Kinder in den Mittelpunkt seiner Verkündigung gestellt hat. Sie waren seine ersten Adressaten und durften als erste - und das am eigenen Leib - die Liebe seines Vaters erfahren. Den Reichen und Satten, den Klugen und Mächtigen, den Rechtgläubigen und Priestern hat er sie als Vorbilder hingestellt.

Leibliche und seelische, geistige, geistliche Heilung, Liebesbündnis zur Seite und mit Gott werden bei Jesus zur Einheit. Wenn Menschen dies in der Nachfolge

Jesus ebenfalls tun, dann gilt das Wort Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40).

Mehr noch: bei Jesus bildeten Diakonie, Verkündigung und Liturgie eine Einheit, ja die Diakonie wurde bei ihm zur Basis für Verkündigung und Liturgie. Am Morgen der Kirche feierte er mit seinen Freunden das Passah-Mahl. Er nahm Brot, dankte und teilte, gab es ihnen „für euch und für alle“. Wo immer dies getan wird bis zum heutigen Tag, sind Tod und Auferstehung, sind tiefstes Leid und höchste Zuversicht gegenwärtig.

In der Konsequenz bedeutet dies für uns Katholiken: Es gibt gleichwertige, unmittelbare Gottesbegegnung im Menschen und in der Eucharistie. Beide stehen miteinander in Verbindung und sind nur als Einheit möglich.

Ansatz der SDG als Versuch der Umsetzung marianisch schönstättischer Spiritualität als diakonische Spiritualität als Auftrag aus der Sendung Pater Kantenichs

Geschichte der Entstehung des Leitbildes

1967 stellte Pater Kantenich in einem Gespräch fest: „Alles was an Gutem in der Kirche aufbricht, hat auch seinen Platz im Raume Schönstatts. Wenn die Kirche den Diakon als selbständigen Weihegrad haben will, wird es ihn auch in Schönstatt geben. Daraus ergibt sich, dass dann auch der Verband der Diakone neben dem der Patres, der Familien, der Schwestern, der Frauen und der Brüder seinen Platz hat!“⁸

Auf diesem Hintergrund hat die Schönstätter Diakonengemeinschaft (SDG) im Laufe ihrer Geschichte seit 1972 viele Suchbewegungen gemacht, um auf dem Hintergrund des Denkens und der Sendung Pater Kantenichs zu einem Profil zu gelangen, das der diakonischen Sendung, wie dieser sie bereits 1930 aufgezeigt hatte entsprechen könnte. Geprägt haben dabei zwei Schwerpunkte die Gemeinschaft:

a. Gemeinschaftsfindung durch Gemeinschaftstage, Erlebnistage, Urlaube, Exerziten. Dabei war eine durchgehende Suche der Gemeinschaft nach einem eigenständigen Profil – in Schönstatt sagen wir Ideal - im Vergleich zum einen zu den Priestergemeinschaften, zum anderen zu den Familiengemeinschaften. Es ging dabei immer wieder auch um das Verhältnis von Ehesakrament und Weihesakrament und der damit verbundenen Suche für Mann und Frau – auch Familie – nach einer gemeinsamen diakonischen Spiritualität marianisch schönstättischer Prägung.

b. Tagungen, Diskussionen, Umwege, Beschäftigungen mit Vertretern und Denkansätzen unterschiedlicher politischen, gesellschaftlichen, sozialwissenschaftlichen, sozial-ethischen, theologischen und anderen Richtungen zu Fragen diakoni-

⁸ Von Pater Kantenich autorisierter Teil des schriftlichen Berichts von Johannes Handrick über sein Gespräch mit P. Kantenich am 16. April 1967 auf Berg Schönstatt zum Thema „Diakone und ihr Platz in Schönstatt“.

schen Handelns auseinandergesetzt und in Verbindung gesetzt mit der marianisch schönstättischen Spiritualität. Daraus ist als Ergebnis eines über 30jährigen Prozess das Leitbild der SDG 2004 verabschiedet als diakonische Akzentuierung des Spiritualität Schönstatts.

Kernpunkte des Leitbildes⁹

Der Ständige Diakonat

Der Diakonat ist eines der drei Weiheämter in der katholischen Kirche neben dem Bischofsamt und Priesteramt. Ständige Diakone können verheiratet sein oder zölibatär leben.

Verheiratete Ständige Diakone können gemäß Kirchenrecht erst mit 35 Jahre geweiht werden, mit Sondergenehmigung des Ortsbischofs bzw. Roms frühestens mit 33 Jahren. Zölibatäre Diakone können auch früher geweiht werden.

Aufgabe des Ständigen Diakons

Der Ständige Diakon entscheidet sich frei zu einem Leben aus diakonischen Grundhaltungen und wird vom Bischof in der Weihe hierzu beauftragt und verpflichtet. Er hat insbesondere eine diakonisch-caritative, also soziale Aufgabe. Die diakonisch-caritative Aufgabe für die Menschen in sozialer Not und am Rande der Gesellschaft ist neben Liturgie und Verkündigung eine der zentralen Grundsäulen christlich und kirchlichen Handelns.

Mitglieder der SDG

Mitglieder sind verheiratete Ständige Diakone, deren Ehefrauen, zölibatäre Diakone. Eingebunden sind die Familien in das Gemeinschaftsleben. Die Zahl der Gemeinschaft war seit 1972 immer wieder großen Schwankungen unterworfen. Die Zahl bewegte sich immer in der Bandbreite zwischen 40 und 15 Mitgliedern.

Ehefrauen und Familien

In der katholischen Kirche können die Ehefrauen kein Weiheamt übernehmen. Deshalb hat sich die SDG zur Aufgabe gemacht einen Weg zu finden und zu gestalten, der dem Ständigen Diakon und seiner Ehefrau gemeinsame Grundlagen der Lebensgestaltung ermöglicht. Diese sind diakonische Grundhaltungen als Prinzip in allen Lebenssituationen, die sowohl von dem Ehemann in seinem Auftrag als Diakon wie von der Ehefrau in freiwilliger Entscheidung einzeln oder gemeinsam gestaltet und gelebt werden können.

⁹ Leitbild der Schönstätter Diakonen-Gemeinschaft (SDG) vom 10. Oktober 2004.

Diakonische Grundhaltungen als Lebensorientierung des Einzelnen und der Gemeinschaft in der SDG

Der diakonisch lebende Mensch marianischer Prägung

1. ist Anwalt der Notleidenden und Ausgegrenzten und lebt mit ihnen solidarisch, indem er bereit ist, die gleichen Demütigungen und Ausgrenzungen wie die der Armen zu tragen;

2. wendet sich den Notleidenden und Ausgegrenzten zu, die niemand mehr berühren möchte, und macht damit ihre Würde erlebbar;

3. sucht mit den Menschen nach ihren verborgenen Kraftquellen und begleitet und ermutigt sie, damit sie immer mehr das entfalten können, was Gott in ihnen grundgelegt hat;

4. lässt sich auf die Lebenssituation der Menschen ein, weil nur so die Lebenspendende Kraft des Evangeliums spürbar wird;

5. deutet die Nähe Gottes vom Leben her und ebnet dadurch den Menschen den Weg zu den Geheimnissen Gottes;

6. akzeptiert, dass Gott Menschen in und mit ihren Grenzen zur Vollendung führen will;

7. übt seine Aufgabe in dem Rahmen und mit den Möglichkeiten aus, die einerseits seine Begabung andererseits die Gegebenheiten von Familie, Beruf und Ortskirche zulassen;

8. ist verbindende Brücke zwischen Altar und unterschiedlichen Lebensräumen, um den Menschen den Weg zur Gemeinde und der Gemeinde den Weg zu den Menschen in ihren Lebenswelten zu ermöglichen;

9. ist getragen vom Gebet;

10. nimmt verantwortlich die ureigenste Sendung der Diakonie der Kirche wahr.

Diese schönstättische diakonische Grundhaltung ist geprägt durch eine marianische Haltung:

Verbunden mit Maria gestalten wir als Einzelne, als Ehepaar und in Gemeinschaft aus innerer Freiheit unser geistliches Leben.

Mit dem Magnifikat – unserem täglichen Gemeinschaftsgebet – preisen wir mit Maria Gottes Größe und lassen uns immer wieder neu zu jenen senden, die er aus ihrer „Niedrigkeit“ erhöhen will, damit alle Menschen guten Willens schon hier und jetzt seine froh machende Botschaft erfahren können. Mit seinen Wegweisungen „Er stürzt die mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen“ ist uns der Lobgesang Marias Wegweisung, an welcher Seite wir stehen.

Tätigkeiten der SDG

Die SDG ist innerhalb Schönstatts eine kleine Gemeinschaft. Mit den Kräften, die ihr zur Verfügung stehen versuchen Sie in einer sich wandelnden Welt innerhalb und außerhalb Schönstatts Menschen zu gewinnen, sich der Aufgabe zu stellen, Möglichkeiten aus unserer Spiritualität Menschen in sozialer Not die Liebe Gottes

erfahrbar zu machen und sie dafür zu begeistern. Alle sind dazu eingeladen. Auf diesem Hintergrund

- gestalten wir die Gemeinschaftstage der SDG
- bieten wir Exerzitien an
- bieten wir diakonisch-caritative, sozialpolitische und sozialraumorientierte Seminare für Interessierte in der Pastoral und andere an
- entwickeln sozialraumorientierter Projekte (z. B. Arbeitslose) und versuchen sie umzusetzen
- haben wir die Bereitschaft gemeinsam mit anderen Gliederungen auf der Grundlage einer diakonisch geprägten schönstättischen Spiritualität diakonisch-caritative Angebote innerhalb der Internationalen Schönstattswerkes (z. B. Kontaktaufbau international) zu entwickeln und umzusetzen
- Wallfahrt z. B. zur hl. Elisabeth als offenes Angebot

Gemeinsame Suche aller Gliederungen des Schönstattwerkes nach Gottes Spuren in der sozialen Lebenswirklichkeit der Menschen

Gemäß dem Auftrag Pater Kentenichs scheinen damit alle Gliederungen des Schönstattwerkes aufgerufen, sich auf den Weg zu machen, um mit dieser diakonisch geprägten Akzentuierung des Auftrags Schönstatts in einer säkularisierten Welt das Liebesbündnis neu zu gestalten. Wir werden überall wo wir sind, Gottes Spuren erkennen.

FRANZ-JOSEF TREMER

BRÜDER IM GEISTE

FRANZ DER JÄGERSTÄTTER UND REINISCH DER SCHÖNSTÄTTER

Im August 2003 bei der Gedenkfeier zum 60. Todestag von Franz Jägerstätter in der Dorfkirche von St. Radegund/Oberösterreich – den Gedenkgottesdienst leitete Kardinal Schönborn, der Wiener Erzbischof, der ein Jägerstätter-Verehrer ist – sprach ich mit Prof. Dr. Manfred Scheuer. Scheuer war Postulator für den Seligsprechungsprozess von Jägerstätter. Ich fragte ihn damals, wann denn ungefähr die Seligsprechung des österreichischen Bauern stattfinden würde. Scheuer, der etwa ein Jahr später Bischof von Innsbruck wurde, gab mir keine klare Antwort, er wollte sich nicht festlegen. Nun ist der Prozess überraschend abgeschlossen und die Seligsprechung fand am 26. Oktober, dem österreichischen Nationalfeiertag, im Linzer Mariendom statt. Ich will Jägerstätters Leben und Martyrium kurz nachzeichnen, ihn mit Reinisch vergleichen und seine Seligsprechung auf Reinisch hin deuten. In der gut gestalteten Homepage der Diözese Linz www.jaegerstaetter.at wurde Reinisch mit keinem Wort erwähnt, auf meine Anfrage hin, aber dann in die Biografie eingefügt. Beide sind Anwälte des Gewissens, das in jeder Zeit unterzugehen droht. Darüber hat der russische Dichter Michail Saltykow eine wunderschöne Geschichte verfasst: Das verlorene Gewissen. Dort schreibt er: „Plötzlich hatte etwas zu fehlen begonnen und im allgemeinen Lebensorchester spielte eine bestimmte Flöte nicht mehr mit. Viele begannen sich sogar freier und wohler zu fühlen ... Es war leichter geworden, dem Nächsten ein Bein zu stellen, bequemer als ehemals zu schmeicheln, zu kriechen und zu betrügen ...das Gewissen war plötzlich verloren gegangen – fast in einem Augenblick! Gestern noch wimmelte dieser lästige Schmarotzer den Leuten vor den Augen umher ... und plötzlich - weg! ... Die Weisen der Welt begriffen, sie seien nun endlich den letzten Zwang, der ihre Bewegungen hemmte, losgeworden, und beeilten sich selbstverständlich, die Früchte dieser Freiheit zu nutzen. Die Menschen gerieten in Raserei; Mord und Raub kamen in Schwung, allgemeine Zerstörung hob an. Das arme Gewissen lag indessen auf der Strasse, zerfetzt, bespuckt und von den Füßen der Leute zertrampelt.“ Auch Jägerstätter¹ und Reinisch wurden niedergemacht und getötet, aber sie leben im Gedächtnis der Menschen weiter.

¹ Die Literatur zu und über Jägerstätter ist nicht mehr überschaubar. Herausgegriffen sei der Aufsatz von Manfred Scheuer, Zur Seligsprechung von Franz Jägerstätter, in: Stimmen der Zeit 225 (2007), 675-686. Was Scheuer über Jägerstätter schreibt, kann man großteils auch auf Reinisch anwenden.

Franz Jägerstätter

Der Landwirt aus dem Inn-Viertel wurde vor 100 Jahren am 20.05.1907 geboren, er war uneheliches Kind der Magd Rosalia Huber und des Bauernsohnes Franz Bachmeier. Später heiratete die Mutter den Bauern Heinrich Jägerstätter und dieser adoptierte den Sohn Franz.

1927-1930 arbeitet er im Erzabbau in der Steiermark und macht dort eine Glaubens- und Sinnkrise durch.

1933 wird er Vater einer unehelichen Tochter.² Das ist historisch gesichert und ja schon bei Augustinus vorgekommen. 1936 heiratet er Franziska Schwaninger, aus der Ehe gehen drei Töchter hervor. Sein erster Biograf Gordon Zahn bezeichnet ihn als „Raufbold“³, er war also kein einfacher Charakter, wie auch Reinisch, der 1928 das Noviziat abbrechen wollte, alle ca. zwei Jahre, ja fast alle Jahre die Stelle wechselte. 1938 wollte Reinisch bei den Pallottinern austreten. Er war in einer echten Krise. Erst in der geistlichen Begleitung bei Josef Kentenich ab 1938 und im Leben beim Heiligtum schwenkte er langsam auf die Zielgerade seiner Berufung ein und er wurde klarer. Vermutlich war er auch nikotinsüchtig, das ist historisch nicht mehr einwandfrei zu diagnostizieren. Es gab zwar ab 1941 noch mehrere Versetzungen, aber die geschahen, um ihn aus der Schusslinie der Nazis zu nehmen. Er war manchmal sehr menschlich und kantig. Mit dem Musterschönstätter und „GTO-Rekordler“ „Josef Engling konnte er nicht viel anfangen“, so vermerkt die Reinischzeugin Gretel Fedler in einem Brief.⁴

1940 wird Jägerstätter erstmals zum Militärdienst einberufen, aber wegen der Landwirtschaft „unabkömmlich gestellt“. Einer weiteren Einberufung will er nicht mehr Folge leisten. Verschiedene Menschen aus seiner Umgebung versuchen ihn umzustimmen. Seine Frau Franziska hofft zwar auch auf einen Ausweg, steht aber zu ihm in seiner Entscheidung. Nach der erneuten Einberufung meldet sich Franz am 1. März 1943 bei seiner Stammkompanie in Enns und verweigert den Kampf mit der Waffe. Wegen Wehrkraftersetzung, wie Reinisch, wird er in Berlin zum Tod verurteilt und am 9. August in Brandenburg/Havel am gleichen Fallbeil wie der Schönstätter Reinisch enthauptet. Der Verfasser hat selbst das Mordinstrument vor drei Jahren in einem Magazin des deutschen historischen Museums in Berlin-Spandau fotografieren dürfen. Was natürlich bei Jägerstätter sehr schwierig war, das war das Verlassen seiner Familie um seines Gewissens willen. An Fronleichnam 1943 bekommt er ein Foto in die Zelle nach Berlin geschickt, darauf sind die drei niedlichen Töchter mit ihren Blumenkörbchen und einer großen Aufschrift „Lieber Vater komm bald!“ Dass der Vater „feuchte Augen“ bekommen hat, muss man

² Erna Putz, Franz Jägerstätter ... besser die Hände als der Wille gefesselt, Grünbach 1997, 37 f. (im folgenden zitiert unter dem Namen Putz); Andachtsbildchen der Diözese Linz zum 60. Todestag, 2.

³ Gordon C. Zahn, Er folgte seinem Gewissen. Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätter, Graz 1967, 27-45 (im folgenden zitiert unter dem Namen Zahn).

⁴ Der Brief befindet sich im Archiv der Schönstatt-Patres.

wohl kaum erwähnen.⁵ Die Kriegsdienstverweigerung des Nichtakademikers Jägerstätter zeigt, dass auch der einfache Mann vom Lande das Unrecht des Nazismus erkennen konnte, nicht nur Leute wie der juristisch und theologisch gebildete Reinisch.

Reinisch ist Eidverweigerer und damit totaler Kriegsdienstverweigerer unter Hitler und den Nazis, er verweigert auch den Sanitätsdienst, er ist ein radikaler Antifaschist. Er würde aber für seine Heimat kämpfen, im Sinne vom verteidigen, was einem lieb und teuer ist, wenn die Regierung rechtmäßig wäre. Über die Kriegsverbrechen und Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs hat er wenig gewusst, er hat aber in prophetischer Art manches vorausgesehen. Das Wort von der „Satansbrut“ in seinem Sterbelied vom August 1942, lässt an den Holocaust und die Shoah denken, die ihren grausamen Höhepunkt erst nach seinem Tod erreichten.

Jägerstätter hat den Fahneid abgelegt, das war am 17.6.1940 in Braunau am Inn.⁶ Er hätte auch Sanitätsdienst geleistet, aber den Dienst an der Waffe hat er verweigert. Erna Putz, die Jägerstätter-Biografin, spricht von einem „ähnlichen Weg“⁷ bei Reinisch, sie hat ein ganzes Kapitel über Ähnlichkeiten bei Reinisch und bringt auch sonst an vielen Stellen Reinisch vergleichend ein. Sie richten sich im Gefängnis beide nach dem Neuen Testament aus. Reinisch bezeichnet es als „mein Trostbuch“ und Jägerstätter setzt sich mit dem Evangelium auseinander und verfasst einen Kommentar.⁸

Es gibt auch Kritik an der Seligsprechung des Oberösterreichers Jägerstätter. Der Wiener Militärseelsorger Siegfried Lochner erklärte: „Jägerstätter war ganz sicher kein Märtyrer der katholischen Kirche, sondern ein bedauernswertes Opfer eines irrenden Gewissens, das heute politisch instrumentalisiert wird.“ Seine Verehrer bezeichnete der Heeres-Geistliche als „unbelehrbare und ewig gestrige Altachtundsechziger“. Kardinal Schönborn von Wien und auch andere Bischöfe verteidigten die Seligsprechung und erinnerten an die Aussage des Märtyrers: „Ich verurteile niemanden, der den Kriegsdienst leistet. Ich kann es nicht vor meinem Gewissen.“⁹

Franz I und Franz II

So nummerierte sie ihr Gefängnisseelsorger im Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Berlin-Tegel, der Schönstatt-Priester Heinrich Kreuzberg, der beide geistlich begleiten durfte, mit Franz II meinte er Jägerstätter. Es gibt zwar keine Heiligen erster oder zweiter Klasse, aber für den Priester Kreuzberg stand der Priester Reinisch an erster Stelle und der Laie Jägerstätter an zweiter Stelle. Die göttliche Vorsehung hat nun den Laien Jägerstätter zur Ehre der Altäre bestimmt, es ist auch ein

⁵ Vgl. Putz, 210 f.

⁶ Vgl. ebd., 106 und Anhang (Faksimile des Urteils).

⁷ Putz 243 ff.

⁸ Vgl. ebd.

⁹ Vgl. Würzburger Katholisches Sonntagsblatt Nr. 36, 2007, 7.

Signal für das Laienapostolat - im Reich Gottes gibt es aber eigentlich weder Priester noch Laien, sondern nur Gott und die Menschen. Kreuzberg spricht von „großen Ähnlichkeiten“¹⁰ ihrer Schicksale. Vielleicht hat die Nummerierung der beiden Märtyrer nur zeitliche Gründe oder setzte er Reinisch an die erste Stelle, weil er wie Kreuzberg selbst Schönstätter war.

Das Wirken von Reinisch als Märtyrer beginnt schon bald, Jägerstätter wird nämlich selbst zum ersten Reinischverehrer und -nachfolger. Am 18.02.1946 schreibt der Gefängnisgeistliche Kreuzberg in einem Brief an Franziska Jägerstätter: „Sie wissen, dass ich damals bei der ersten Besprechung mit ihrem Mann 2 ½ Stunden das für und wider seines Entschlusses durchsprach. Als ich ihn nach acht Tagen wieder besuchte, fand ich ihn bei seinem gleichen festen und unabänderlichen Entschluss, in den Tod zu gehen. Ich erzählte ihm dann vom Tode seines österreichischen Landsmannes Franz Reinisch. Sie können sich gar nicht denken, wie er da aufatmete und hoch erfreut war und mir sagte: ‚das habe ich mir doch immer gesagt, ich kann doch nicht auf einem falschen Wege sein, wenn aber sogar ein Priester sich so entschieden hat und dafür in den Tod gegangen ist, dann darf ich es auch tun.‘ Als er am 9.8.1943 starb, da war es mir klar, dass der Tod des Priesters Franz Reinisch ein Abbild gefunden habe in einem schlichten Manne aus dem Volke und dass Gottes Kraft und Gnade sich den Kleinen nicht weniger offenbart, wenn sie Gottes Wege gehen und sein Wort ernst und heilig nehmen. Seien Sie überzeugt, so wie ihr Mann gestorben ist, sind nicht Viele gewesen in Deutschland. Er starb als ein Held, als ein Bekenner, Märtyrer und Heiliger! Damals sagte ich ihrem Manne noch: ‚Dieser Priester hieß Franz wie Sie! Und er stammt aus Österreich wie Sie! Und wenn Sie nun wirklich in den Tod gehen wollen, dann gehen Sie so tapfer und so groß wie er hinüber in die Ewigkeit!‘ Ich habe kaum einen glücklicheren Menschen gesehen im Gefängnis als Ihren Mann nach den wenigen Worten über Franz Reinisch. Dies alles konnte ich Ihnen früher nicht mitteilen, aber jetzt dürfen wir offen reden, nachdem das verbrecherische System hinweggefegt ist.“¹¹

Erna Putz kommentiert das Ganze mit folgenden Worten: „Pfarrer Heinrich Kreuzberg bringt ihm (Jägerstätter) eine entscheidende Gewissensberuhigung mit der Mitteilung, dass ein Jahr zuvor ein österreichischer Ordensmann (Reinisch) sich gleich entschieden hatte.“¹² Oder an anderer Stelle schreibt sie, dass dem Bauern „die Mitteilung über den Gesinnungs- und Schicksalsgenossen Franz Reinisch Halt war“¹³. Zwischen den Familien Jägerstätter und Reinisch kommt es durch die Vermittlung von Kreuzberg nach dem Krieg zu Kontakten. Weil die Witwe Jägerstätter

¹⁰ Heinrich Kreuzberg, Franz Reinisch – Ein Märtyrer unserer Zeit, Limburg 1953, 184. Putz, 238.

¹¹ Zit. in Putz, 242 f.. Die wichtige Aussage Jägerstätters über Reinisch steht auch so, wörtlich fast gleich, in der ersten Reinisch-Biographie von Kreuzberg: „Das habe ich mir doch immer gesagt, daß ich nicht auf dem falschen Wege sein kann. Wenn aber ein Priester sich so entschieden hat und in den Tod gegangen ist, dann darf ich das auch tun.“ (Kreuzberg, 185)

¹² Putz, 238.

¹³ Ebd., 261.

große Probleme hat mit ihrer Anerkennung als Witwe, die auf ganz singuläre Weise ihren Mann verloren hat, verschafft er ihr Kontakt mit Dr. Andreas Reinisch, dem Bruder des hingerichteten Schönstätters, der in Innsbruck eine Rechtsanwaltskanzlei betrieb. „Dieser gab Franziska Ratschläge über in Frage kommende Rechtsanwälte in Linz und wies auf die Nummern der entsprechenden Gesetzesbestimmungen hin.“¹⁴

Frau Jägerstätter, die heute noch lebt und die nicht mehr geheiratet hat, musste viel aushalten. Ihr Mann wurde zum Psychopathen gestempelt, erst 1950 bekam sie eine Witwenrente zugesprochen. Sie ist wie ihr Franz eine Heldin. Manche Priester versuchten ihr zu helfen, wie Kreuzberg, der ihr an Weihnachten 1943 Geld schickte oder Pfarrer Jochmann aus Brandenburg, der am Tag der Hinrichtung mit dem oberösterreichischen Märtyrer Kontakt hatte und der Franziska seine Hilfe anbot.¹⁵ Sie hat den Weg ihres Mannes akzeptiert, das kommt auch in einem Brief zum Ausdruck, den sie an P. Brantzen am 14. Juni 1983 schreibt. Dort schildert sie kurz die Verweigerung ihres Mannes und ihre Umstimmungsversuche. Am Schluss kommt ihr Heldentum auch kurz zum Ausdruck, wenn sie schreibt: „Ich habe mich in den Willen Gottes ergeben und meinen Mann nicht mehr bedrängt.“¹⁶

Auch in der schwierigen Rezeptionsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es Parallelen zwischen den beiden Verweigerern. Jägerstätter wurde sogar „als ‚Gegner‘ der Kirche bezeichnet“¹⁷. Für die Millionen katholischer Soldaten und Mitkämpfer im Krieg waren die beiden einfach „Drückeberger“, und deshalb lehnte der Schriftleiter der Linzer Diözesanzeitung einen Artikel über Jägerstätter ab. Auch bei Reinisch gab es große Probleme bei der Rezeptionsgeschichte. Sie waren ähnlich wie bei Jägerstätter, aber darüber hinaus erschwerte die Aufnahme seines Zeugnisses auch die Probleme um die Trennung des Schönstatt-Werkes von den Pallottinern. Um die Causa Jägerstätter haben sich viele Bischöfe bemüht, die Jägerstätter-Verehrer Bischof Scheuer und Kardinal Schönborn wurden schon genannt. Es gibt aber auch die Bischöfe von Linz und noch weitere Bischöfe, die Jägerstätter ins Gespräch brachten. Sogar bei den Diskussionen um die Kriegsdienstverweigerung auf dem Zweiten Vatikanum brachte Erzbischof Roberts auch den Fall Jägerstätter ein.¹⁸ Bei Reinisch ist das alles nicht der Fall. Reinisch ist ein „vergessener Heiliger“, wie die Zeitschrift „Integration“ titelte.¹⁹ Die Forschung geht aber von noch fünf weiteren katholischen Kriegsdienstverweigerern aus, darunter Michael Lerpischer

¹⁴ Ebd., 280, wo Putz den Rechtsanwalt fälschlicherweise als den Vater von Franz Reinisch bezeichnet.

¹⁵ Vgl. Putz, 261 f.

¹⁶ Archiv der Schönstatt-Patres.

¹⁷ Putz, 255.

¹⁸ Vgl. Putz, 265-269.

¹⁹ Integration – zum Ganzen wachsen, Heft 2/1992, 19.

und Josef Ruf.²⁰ Das Feld der Kriegsdienstverweigerer scheint wissenschaftlich noch sehr unbearbeitet.

Gordon Zahn, die erste Jägerstätter-Biografie und Worte des neuen Seligen

Der US-amerikanische Kriegsdienstverweigerer und Soziologe Gordon Zahn (geb. 1918) forscht 1956 in Deutschland über den Krieg und den Nazismus. Bei einem Gespräch mit Heinrich Kreuzberg schenkt ihm dieser seine Reinisch-Biografie. Zahn schreibt dazu: „Obwohl mich die Geschichte dieses Priesters sehr ergriff, wurde ich doch durch ein kurzes Kapitel im Anhang noch mehr berührt: es berichtet von einem anderen Mann - 'Franz II.', wie ihn der Autor nannte -, den man ein Jahr später wegen des gleichen 'Verbrechens' gegen das dritte Reich hingerichtet hatte.“²¹ Er beschreibt, was ihn an Jägerstätter fasziniert und besucht in der Folge die Witwe Jägerstätter. 1961 forscht er dann länger im Heimatdorf Jägerstätters St. Radegund, um daraufhin die erste Biografie „In solitary witness – the life and death of Franz Jägerstätter“ in New York zu veröffentlichen. Zahn, eine treibende Kraft der US-amerikanischen Friedensbewegung, macht den oberösterreichischen Bauer zum Leitbild der dortigen Friedensbewegung.²² Reinisch „bringt“ Jägerstätter in die USA und dort in die katholische Friedensarbeit.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch eine Aussage von P. Kentenich. Er sagte am Ostermontag, dem 30. März 1959, in Milwaukee: „Es hat sich dieser Tage bei mir ein Professor aus Chicago angemeldet. Er doziert an der dortigen katholischen Universität. Er möchte eine Studie schreiben über unseren verstorbenen Pater Reinisch. Er war in Deutschland und versuchte, dort Material zu sammeln, hat aber nichts Verwertbares erhalten. Er will in einer Studie nicht nur über Pater Reinisch, sondern auch über andere Männer schreiben, die damals in Deutschland der Fahneneid verweigerten. Er will in seinem Bericht nachweisen, dass das alles Männer waren, welche ihrem Gewissen folgten. Er meinte, das sei ja gerade das, was die Amerikaner brauchten: Männer, die ihrem Gewissen folgen, also nicht Männer, die mit dem Strom schwimmen. Er meinte sogar, die gesamte Erziehung in Nordamerika würde sehr bedenkliche Wege gehen, weil sie mit der Gewissensbildung nichts zu tun habe.“²³ Bei dem Professor, dessen Namen Kentenich leider nicht nennt, kann es sich nur um Gordon Zahn handeln, der in dieser Zeit an der Loyola-University in Chicago dozierte. Anscheinend wollte er anfangs auch eine Reinisch-Biografie schreiben, mit den „anderen Männern“ ist wohl vor allem auch

²⁰ Vgl. M. Herrberger (Hrsg.), *Denn es steht geschrieben: „Du sollst nicht töten!“ – Die Verfolgung religiöser Kriegsdienstverweigerer unter dem NS-Regime mit besonderer Berücksichtigung der Zeugen Jehovas (1939-1945)*, Wien 2005, 19-59. Zahn, 10.

²¹ Zahn, 10.

²² Vgl. Thomas Merton, *Gewaltlosigkeit – eine Alternative*, Zürich 1986, 378.

²³ Klaus Brantzen, *Pater Franz Reinisch – Sein Lebensbild*, Vallendar-Schönstatt 1993, 217 (nicht autorisierte Nachschrift).

Franz Jägerstätter gemeint. Zahn hat die Verbrüderung der beiden Österreicher deutlich gespürt.

Folgende Sätze des Bauern aus seinen letzten Lebenstagen haben der Biografie von Erna Putz den Titel gegeben: „Werde hier nun einige Worte niederschreiben, wie sie mir gerade aus dem Herzen kommen. Wenn ich sie auch mit gefesselten Händen schreibe, aber immer noch besser, als wenn der Wille gefesselt wäre.“²⁴ An anderer Stelle schreibt der Todeskandidat und bringt seinen Glauben zum Ausdruck: „Offensichtlich zeigt Gott manchmal seine Kraft, die er den Menschen zu geben vermag, die ihn lieben und nicht das Irdische dem Ewigen vorziehen. Nicht Kerker, nicht Fesseln, auch nicht der Tod sind es imstande, einen von der Liebe Gottes zu trennen und ihm seinen freien Willen zu rauben. Gottes Macht ist unbesiegbar.“²⁵

Jägerstätter schreibt in seinem Abschiedsbrief vom 9. August 1943 an seine Lieben: „Liebste Gattin und Mutter. Es war mir nicht möglich, Euch von diesen Schmerzen, die Ihr jetzt um meinetwillen zu leiden habt, zu befreien. Wie hart wird es für unsren lieben Heiland gewesen sein, dass er durch sein Leiden und Sterben seiner lieben Mutter so große Schmerzen bereiten musste und das haben sie alles aus Liebe für uns Sünder gelitten. Ich danke auch unsrem Heiland, dass ich für ihn leiden durfte und auch für ihn sterben darf.“²⁶

Man könnte natürlich noch mehr Texte von Jägerstätter bringen, aber die findet man auch auf der Homepage, die oben angegeben ist.

Bei der Seligsprechung am 26.10. 2007 im Linzer Mariendom wurde auch ein Schreiben des Papstes vorgelesen. Dieser stellt fest, Jägerstätter habe sein Leben „hingegen in hochherziger Selbstverleugnung, mit aufrichtigem Gewissen in Treue zum Evangelium und für die Würde der menschlichen Person“. Das Schreiben Benedikts verlas Kardinal José Saraiva Martins, der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, der im Namen des Pontifex den eigentlichen Akt der Seligsprechung vornahm. „Jägerstätter ist ein Vorbild in der Treue zum Gewissensanspruch, ein Anwalt der Gewaltlosigkeit und des Friedens, ein Warner vor zerstörerischen Ideologien“, hieß es in der „Petitio“, der formellen „Bitte um Seligsprechung“, die vom Innsbrucker Bischof Manfred Scheuer verlesen wurde. Der Linzer Heimatbischof von Jägerstätter, Ludwig Schwarz, hielt die Predigt. Konzelebrant war auch unter anderem der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz und Erzbischof von Wien, Kardinal Christoph Schönborn. Dieser machte mehrfach die vorbildliche Haltung dieses „Martyrers des Gewissens“ deutlich. Man könne nur staunen, „mit welcher Sicherheit dieser einfache Mann die geistige und auch politische Situation seiner Zeit erfasste, Lüge von Wahrheit unterschieden“ habe. Im Altarraum des Domes hing ein großes Foto mit der Unterzeile „Franz Jägerstätter Märtyrer 1907-1943“.

²⁴ Putz, 249.

²⁵ Ebd.

²⁶ Andachtsbildchen der Diözese Linz zum 60. Todestag, 4.

Seliger Franz Reinisch?

Einige persönliche Bemerkungen zum Schluss:

Jägerstätter hat die Ehre der Altäre trotz aller Menschlichkeiten verdient. Vor allem musste er zur Erfüllung seiner Berufung drei (vier) unmündige Kinder und die Ehefrau zurücklassen, was wohl ein eminent schwerer Abschied war. Für mein Empfinden hatte es da der zölibatäre Reinisch etwas „leichter“.

Für mich ist er auch ein Seliger, vor allem auch nach der Seligsprechung Jägerstätters. Sein Martyrium ist erwiesen. Der Christ rang monatelang vor allem in Berlin-Tegel im Gefängnis um seine Berufung und den Willen Gottes, und ist dann den unheimlich grausamen Weg des Lebensopfers gegangen. Für mich ist dieser Mann ein Gottesbeweis. Nicht umsonst sagte sein unendlich trauriger, aber auch stolzer Vater nach der Hinrichtung, als er die Umstände erfuhr: „Jetzt gehe ich in den Keller und hole die beste Flasche Wein, wir trinken auf diesen Heldenmut von Franz.“ Der Pallottiner hätte nämlich bis zum 20. August 1942 die Hinrichtung rückgängig machen können, wenn er Ja zum Eid gesagt hätte.

In den Monaten bis zum 21. August 1942 ist in Berlin ein ganz wertvoller, wunderschöner Diamant, Reinisch, geschliffen worden - der Diamant ist einer der härtesten Steine. Dieser Diamant ist noch ganz matt. Damit er leuchten kann, muss er poliert werden. Der Prozess der Polierung ist noch nicht abgeschlossen, er leuchtet und glänzt leider noch nicht. Die „Hauptpolierer“ sind P. Dr. Werner Weicht SAC, der Postulator für den vorgesehenen Seligsprechungsprozess, und Frau Ursula Kowalski, die Leiterin des Reinisch-Sekretariats der Schönstatt-Patres. Zur Zeit „poliert“ auch Christian Feldmann, indem er eine Reinisch-Biografie vorbereitet. Der „Diamant von St. Radegund“ ist fertig poliert und erstrahlte am 26. Oktober 2007 in vollem Glanz. Hoffentlich glänzt und funkelt der Schönstätter Diamant auch bald.

Von den vier Schönstatthelden Brunner, Eise, Reinisch, Wormer die hinter dem Urheiligtum begraben sind ist Reinisch dem Urheiligtum am nächsten, ein schönes Symbol. Die Seligsprechung von Jägerstätter ist auch eine implizite Seligsprechung von Reinisch. Als Beweis seiner Seligkeit möchte ich den Brief von P. Johannes Tick zitieren, den dieser der Familie Weingärtner schrieb und mit dem er im Auftrag von Reinisch vor allem Frau Magdalena Weingärtner, einer langjährigen Freundin von Franz Reinisch - der Tiroler war für sie so etwas wie ein geistlicher Begleiter und großer Bruder - ein Bild mit der rückwärtigen Aufschrift „Lieben und leiden in Freuden FR“(Bleistift) schenkte. Darunter hatte P. Tick mit Tinte „+ 21.8.1942“ eingetragen. P. Tick war kurz nach der Hinrichtung in Brandenburg, um sich von Pfarrer Jochmann, der Reinisch auf seinem letzten Weg begleitete, die letzten Stunden und das Sterben des Priesters erzählen zu lassen. P. Tick schreibt in seinem Begleitbrief zu der „Reinischreliquie“, dem Bild: „Am 21. August ist er heimgegangen zu Gott und seiner himmlischen Mutter voller Freude und innerer Bereitschaft.“²⁷ Reinisch hatte eine enorme Widerstandskraft, er war ein größerer Widerstandskämpfer als Stauffenberg, der lange die „Hitlerei“ im Sinne eines deutschen Natio-

²⁷ Reinisch-Archiv Franz-Josef Tremer.

nalismus unterstützte. Sein Biograf Kreuzberg hat ihn als „eines der reinsten Opfer des Nationalsozialismus“²⁸ bezeichnet. Bischof Galen wurde für seinen Mut, mit dem er vor allem 1941 die Nazis kritisierte, 1946 zum Kardinal kreiert und später seliggesprochen. Wenn Reinisch Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz gewesen wäre, wäre er anders mit den Machthabern des Dritten Reiches umgesprungen, wie der unsichere Kardinal Bertram, der noch im April 1944 dem „Psychopathen“ Hitler in aller Ergebenheit zum Geburtstag gratuliert,²⁹ oder der Wiener Kardinal Innitzer, der seinen Brief an den Gauleiter Bürckel 1938 mit „Heil Hitler“³⁰ unterschreibt. Die rote Farbe der Kardinäle soll auf ihr Blutzugnis für den Glauben hinweisen. Bei seiner Enthauptung, einer sehr blutigen Hinrichtungsart, ist Reinisch zu einem echten Kardinal – Franz Kardinal Reinisch - geworden, 1943 hat ja Papst Pius XII ihm schon Anerkennung gezollt.³¹

Mit der Seligsprechung von Jägerstätter werden die militaristischen Predigten mancher Kirchenführer auf katholischer oder evangelischer Seite als falsch entlarvt. Reinisch war kein Drückeberger als Kriegsdienstverweigerer, er hat mit seltener Klarheit die nazistische Verführung und die Kriegstreiberei durchschaut, und ist zur „Fackel der Liebe und des Friedens“ geworden, wie er in der Zelle schrieb. Er ist später wirklich verbrannt worden, weil dieser Protestler ganz ausradiert werden sollte. Eine zeitgenössische Künstlerin hat ihn als einen brennenden Torso mit dem abgeschlagenen Kopf auf der Brust am Herzen dargestellt. Es ist auch eigentlich unwichtig, ob Reinisch Schönstätter oder Pallottiner, Katholik oder Protestant war, er war Christ und Martyrer, nicht mehr und nicht weniger.

Am Schluss möchte ich noch das Gedicht zitieren, das ich auf Anregung einer Dichtung von Martin Emge schrieb und das man sowohl auf Reinisch als auch auf Jägerstätter beziehen kann:

- fr) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Hofnarren für Hitler
kindlich, laut mahnend, unverstanden
- fj) Einer wie wir machte ernst
und wurde zu einem Felsen für viele
steinhart, unverrückbar, gewissenstreu
- fr) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Fundament für viele
verankert, grundlegend, entschlossen
- fj) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Hoffnungszeichen für viele
glasklar, liebeglühend, aufopfernd

²⁸ Kreuzberg, 8.

²⁹ Vgl. G. Denzler, Widerstand ist nicht das richtige Wort. Katholische Priester, Bischöfe und Theologen im Dritten Reich, Zürich 2003.

³⁰ Vgl. E. Weinzierl, Prüfstand. Österreichs Katholiken und der Nationalsozialismus, Mödling 1988, 305.

³¹ Vgl. Brantzen, 234 f.

fr) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Diamanten für viele
wunderschön, wertvoll, blutrot
fj) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Prophetenmund für viele
kritisch, vorausschauend, wahrhaftig
fr) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Blutzeugen für viele
leidend, konsequent, todesmutig
fj) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Heiligen für viele
menschlich, geisterfüllt, gottesfürchtig
fr) Einer wie wir machte ernst
und wurde zum Vater für viele
einsam, bergend, zärtlich
fj) Einer wie wir machte ernst
und wurde zu einem Feuer für viele
wärmend, hell, faszinierend.

BUCHBESPRECHUNGEN

Seeger, Hans-Karl / Latzel, Gabriele / Bockholt, Christa (Hrsg.), Otto Pies und Karl Leisner. Freundschaft in der Hölle des KZ Dachau (Schriftenreihe „Zeitzeugen“ 3), Sprockhövel: Verlag Dr. Eike Pies, 2007.

Zu den wichtigsten Personen im Leben des seligen Karl Leisner gehört der Jesuitenpater Otto Pies. Er war sein treuer Freund im KZ Dachau, er sorgte für die Pflege des Todkranken und bewahrte ihn in lebensgefährlichen Situationen. Hans-Karl Seeger und sein Team aus dem Internationalen Karl-Leisner-Kreis haben in Zusammenarbeit mit der Familie Pies ein Buch herausgebracht, das dieser Freundschaft in allen Facetten nachgeht. Zentraler Bestandteil des Buches ist die kommentierte Edition der Pies-Briefe aus dem KZ Dachau.

Ein Kapitel (S. 439-450) ist den Beziehungen von Otto Pies zur Schönstatt-Bewegung gewidmet. Seeger zitiert dazu Briefe P. Kentenichs aus den 1950er Jahren, in denen bereits die Auseinandersetzungen um seine Haltung während der Dachau-Zeit thematisiert werden. Die kritische Haltung einiger Jesuiten während der Exilszeit Kentenichs spiegelt sich darin wieder, wie auch in der Zurückhaltung, in der Pies in seiner Leisner-Biographie über Schönstatt berichtet. Doch Seeger, der sich dabei wie an vielen anderen Stellen auf die konstruktive Mitarbeit von Hermann Gebert stützen kann, hebt für Dachau klar heraus: „Otto

Pies' und Joseph Kentenichs gutes Verhältnis im KZ Dachau zeigt sich unter anderem darin, daß Otto Pies auch für P. Kentenich Schwarzpost besorgt hat. [...] Joseph Kentenich seinerseits lud Otto Pies ein, im Priesterblock einen Vortrag über die Spiritualität der Jesuiten zu halten.“ (S. 448)

Die Edition ist im gewohnten genauen Stil von Hans-Karl Seeger durchgeführt. 1157 teilweise sehr umfangreiche Anmerkungen und 205 Seiten Glossar, unter anderem mit Biogrammen aller im Text erwähnten und behandelten Personen, zeigen den Fleiß und das breite Wissen, mit dem die Leisner-Forschung mittlerweile operieren kann. Man kann dem Nachwort des Buches nur zustimmen, wenn es über die beiden unterschiedlichen Persönlichkeiten Otto Pies und Karl Leisner schreibt: „Ihre Freundschaft gab ihnen Kraft, die langjährige Gefangenschaft unter unmenschlichen Bedingungen zu überstehen. Durch diese Stärkung konnte jeder auf seine Weise auch anderen Lebenshilfe geben.“ (S. 485)

Joachim Schmiedl

Prokschi, Rudolf / Schlosser, Marianne (Hrsg. unter Mitarbeit von Florian Kolbingen), Vater, sag mir ein Wort. Geistliche Begleitung in den Traditionen von Ost und West, Würzburg: Echter 2007

Geistliche Begleitung erlebt gegenwärtig eine Konjunktur. Pastorale Konzepte, die sich nur auf flächendeckende Versorgung konzentrieren,

bedürfen eines Gegengewichts durch die Einzelseelsorge. In den letzten Jahren wurden an verschiedenen Stellen Konzepte zur Geistlichen Begleitung entwickelt. Erfolgreich sind unter anderem die unter Leitung von P. Günter Niehüser durchgeführten Kurse.

Das vorliegende Buch gibt einen Überblick über verschiedene Modelle Geistlicher Begleitung. Zur Sprache kommen Praxisberichte und Erfahrungen, ob als „Seelenführer“ oder in offiziellen Ämtern, wie als Novizenmeister. Ostkirchliche Traditionen aus der orthodoxen, der koptischen und der griechisch-katholischen Kirche zeigen die Bedeutung der geistlichen Leitung für diese Kirchen auf.

Die beiden zentralen Beiträge stammen aus der Feder von Jesuiten. Andreas Schönfeld Grundsatzartikel ist eine Umsetzung der Geistlichen Übungen seines Ordensvaters Ignatius von Loyola in die „Grunddynamik geistlicher Begleitung“. Michael Schneider handelt über die „Praxis der geistlichen Begleitung“.

Das vorliegende Buch ist eine gute Einführung in den gegenwärtigen Erkenntnisstand zum Thema Geistliche Begleitung. Für den, der sich in der Tradition des „Seelenführers“ Joseph Kentenich weiß, ist vieles bekannt, aber auch aus dem breiten Horizont der katholischen und au-Berkatholischen Erfahrungen heraus erhellend und weiterführend.

Joachim Schmiedl

Benke, Christoph, Kleine Geschichte der christlichen Spiritualität, Freiburg: Herder 2007

Spiritualität ist in der deutschen katholischen Theologie ein relativ junger Begriff. Christoph Benke definiert ihn als Nachfolge Jesu. Unter diesem Aspekt werden verschiedene Schulen der Spiritualität dargestellt, angefangen in der Alten Kirche von der Nachfolge durch das Martyrium zu den Asketen und dem Mönchtum. Für das Mittelalter schlägt Benke einen großen Bogen von Martin von Tours bis zur Frauenbewegung und der Devotio moderna. Mystik und Nachfolge sind die Stichworte für Neuzeit und Moderne. An spirituellen Herausforderungen der letzten zwei Jahrhunderte sieht er vor allem die Nachfolge in Stellvertretung und in die Ohnmacht Gottes. Die Geistlichen Bewegungen (Movimenti) werden in ihren Stärken und Schwächen genannt. Benke endet mit einem Exkurs über marianische Spiritualität, deren Aktualisierung er mit dem Hinweis auf Paul VI. und „Marialis cultus“ (1974) aufgreift.

Insgesamt ist Benke ein knapper Durchblick durch die Spiritualitätsgeschichte gelungen. Vieles ist angesprochen, manches muss angesichts des geringen Platzbudgets vermisst werden. Besonders positiv ist anzumerken, dass der Autor nicht bei der Säkularisation aufgehört hat, sondern auch die vielen neuen Akzente des 19. und 20. Jahrhunderts behandelt.

Joachim Schmiedl

REGNUM

Einundvierzigster Jahrgang
2007

INHALTSVERZEICHNIS

ZEICHEN DER ZEIT

Schmiedl, J.:	Kinder, Küche, Kirche – oder: Karriere, Kinder, Krippe	(2)	49-50
Schmiedl, J.:	Der Preis der Sicherheit	(3)	97-98
Schmiedl, J.:	Erhöhte Speicherkapazität	(4)	145-146

ABHANDLUNGEN

Awi Mello, A.:	Maria in der Konferenz von Aparecida	(4)	47-153
Bausenhart, G.:	Spiritualität und Theologie – nicht mehr als eine Skizze	(1)	19-25
Brantzen, B.:	„Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben“ (Lk 1,53) – Schönstättisch-diakonische Spiritualität als Chance für die Menschen und die Kirche von heute	(4)	168-178
Brantzen, H.:	Spurensuche – Zwischenbilanz einer geistlichen Strömung	(1)	26-35
Czarkowski, H.:	Das Experiment mit der Welt wagen In der unaufhebbaren Spannung zwischen Welt und Transzendenz - Aktuelle Perspektiven zur Präsenz der Säkularinstitute	(2)	78-86
Gerwing, M.:	Vernunft und Glaube oder: Zum wahren Gespür in der Kirche	(1)	36-48
Gerwing, M.:	Jesus und die neue Familie. Anmerkungen zum Jesus-Buch des Papstes	(3)	106-111
Hurth, E.:	Telenovelas – Fernsehen der Gefühle	(2)	87-89
King, H.:	Pater Kentenich und Schönstatt studieren	(1)	6-18
King, H.:	Pater Kentenich, die Schönstatt-Bewegung und das ökumenische Anliegen	(2)	67-78
Marmann, M.:	Das Miteinander der Bewegungen und der Prozess der Europäischen Ökumenischen Versammlung	(3)	130-134
Mohr-Braun, D.:	„Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“ (Joh 1,18) Christologische Weichenstellungen im Werk		

Müller, H.:	„Jesus von Nazareth“ von Papst Benedikt XVI. Glaube und (reine?) Vernunft. Gibt es ein Reinheitsgebot in der Philosophie?	(3) 99-105 (3) 119-124
Penners, L.:	Wahrheit – Leben – Bewegung	(1) 1-5
Penners, L.:	Geistlichen Reichtum verstehen. Die Innen- und Außenseite der Spiritualitäten der Bewegung	(3) 125-129
Schmiedl, J.:	Jesus-Bücher und biblische Bewegung. Vorbilder für Papst Benedikt XVI. und sein Werk	(3) 112-118
Schmiedl, J.:	Erinnerungsorte an Josef Engling	(3) 135-136
Schmiedl, J.:	Der Islam als Zeitzeichen	(4) 154-167
Schulze, M.:	Jerusalem – Athen – Rom. Die kulturelle Identität Europas und der Beitrag der Christen für ein geeintes Europa	(2) 51-67
Tremer, F.-J.:	Brüder im Geiste. Franz der Jägerstätter und Reinisch der Schönstätter	(4) 179-188

BUCHBESPRECHUNG

Benke, C.	Kleine Geschichte der christlichen Spiritualität (J. Schmiedl)	(4) 190
Fest, J.	Ich nicht (M. Gerwing)	(2) 92-96
Hummel, K.-J. / Kösters, Chr.	Kirchen im Krieg (J. Schmiedl)	(2) 90-92
King, H.	Joseph Kantenich – Durchblick in Texten (E. Frömbgen)	(3) 137-139
Mertens, A.	Himmels Klostersturm (J. Schmiedl)	(2) 90-92
Prokschi, R. / Schlosser, M.	Vater, sag mir ein Wort (J. Schmiedl)	(4) 189-190
Schlickmann, D. Seeger, H.-K. / Latzel, G. / Bockholt, C.	Die verborgenen Jahre (P. Wolf)	(3) 140-144
Treutlein, J. / Emge, M.	Otto Pies und Karl Leisner (J. Schmiedl)	(4) 189
	Die Frau, die mich zu Christus führt (O. Amberger)	(2) 96